

Herrenhaus Powunden



Powunden

Auszug aus
„Das Kirchspiel Königsblumenau“

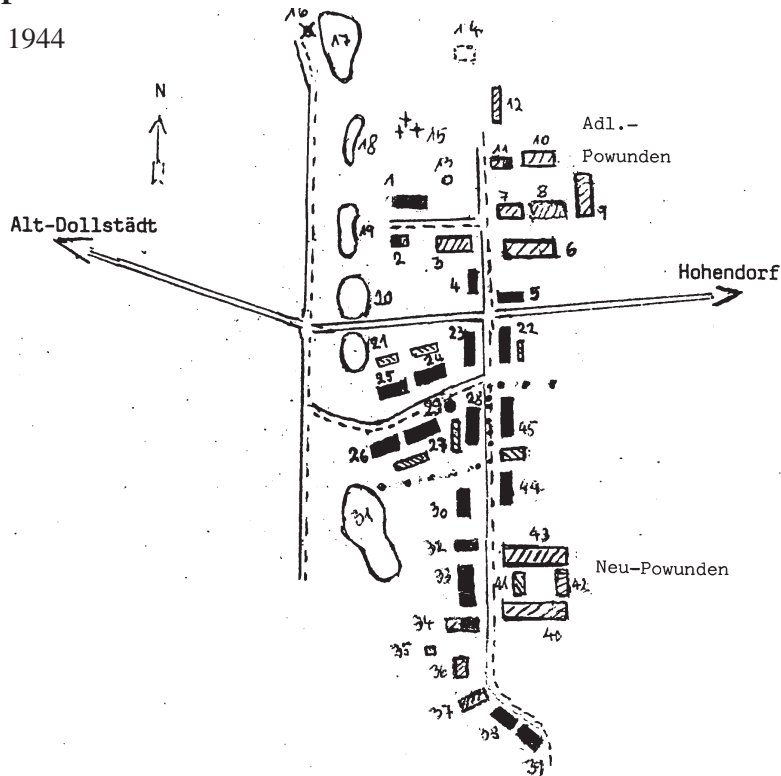
Chronik, Geschichte und Berichte

Zusammengestellt, ergänzt und erarbeitet von
Horst Zlomke

Powunden

Lageplan von Powunden

Stand: 1944



Adlig-Powunden

- 1 Herrenhaus
- 2 Neues Haus
- 3 Kutschpferde- u. Schweinestall
u. Kutschwagenremise
- 4 Inspektor und Büro
- 5 Insthaus
- 6 Scheune
- 7 Speicher
- 8 Scheune und Kälberstall
- 9 Kuhstall
- 10 Arbeitspferdestall
- 11 Schmiede und eine Wohnung
- 12 Zuchtsauenstall
- 13 Widder (hydraulische Pumpanlage)
- 14 Judenfriedhof
- 15 Begräbnisstätte
- 16 Wassermühle
- 17, 18, 19, 20, 21 Fischteiche
- 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28 Insthäuser
- 29 Pumpe

Neu-Powunden

- 30 Schule
- 31 Teich
- 32 Insthaus
- 33 Herrenhaus
- 34 Inspektorhaus/Geflügelstall
- 35 Pumphaus
- 36 Schmiede
- 37 Handelsdüngerschuppen
- 38 Insthaus
- 39 Insthaus
- 40 Pferde-, Kuh-, Schweinestall
- 41 Maschinenschuppen
- 42 Speicher
- 43 Scheune
- 44 Insthaus
- 45 Insthaus

Wo die Mitarbeiter laut Lageplan wohnten – Stand: Dezember 1944

- | | | | |
|----|--|----|--|
| 4 | Sachse, Leo, Oberinspektor
Mix, Richard, Gärtner | 25 | Rahn, Fritz, Hofmann
Malinowski, Willy
Ziemehl, August, Gespannführer
Reimann, Rudolf, Gespannführer
Malinowski, Oskar, Maschinist |
| 5 | Rahn, Gustav, Kutscher
Schwede, Paul, Chauffeur | | |
| 11 | Gehlhaar, Wilhelm,
Schweinemeister | 26 | Hübner, Karl, 1. Gespannführer
Reimann, Gustav |
| 22 | Spitzlei, Adolf
Wichmann, Gustav,
auch Schweinestall
Hochfeld, Karl, Oberschweitzer | 27 | Kroh, Gustav, Stellmacher
Jenderny, Otto
Kohlmann, Richard
Hallmann, Paul, Gespannführer |
| 23 | Jonzeck, Eduard, Schmied
Hargus, August | 28 | Woiwod, Karl
Ziemehl, Gottfried
Thiessen, Ida
Hübner, Ernst |
| 24 | Wichmann, Wilhelm
Pörschke, Fritz
Hübner, Franz, Gespannführer
Ehrlichmann, Emil, Treckerfahrer | | |

In der Wassermühle wohnten:

Magendanz, Karl, Müller
Malinowski, Ernst, Freiarbeiter

Auf Vorwerk Liedtkenhof wohnten:

Friedrich, Hans
Gabelt, ?
Schulz, ?

Auf Vorwerk Vorbuschof wohnte:

Hübner, Rudolf

In den 1939/40 in Neu-Powunden erstellten Häusern, laut Lageplan Nr. 44 und 45, wohnten die nachfolgend genannten, auf dem dortigen Gut tätigen Familien: Schulz, Borchert, Dzimbrowski, Marquard, Sommer, Werner, Marx und Krause.

Powunden ist eine Siedlung unbestimmbar weit zurückliegenden Alters. In dem Ortsnamen kann dessen prussischer Ursprung noch gut erkannt werden. Das prussische Wort „wundan“ ist darin erhalten geblieben. Nach dem um 1400 herum erstellten „Elbinger Vokabular“ der prussischen Sprache heißt „wundan“ Wasser. Es war also eine am Wasser gelegene Siedlung. Und mit dem Wasser kann nur der Drausensee gemeint gewesen sein, unmittelbar an dessen südlichen Gestaden die Siedlung einst gelegen war. Der Drausensee war, als er noch nicht diesen Namen führte, ein respektables, sich weit über seine derzeitige Fläche ausdehnendes Gewässer.

Der Ortsname hatte sich im Laufe der Jahre verschiedentlich geändert. Er lautete Powiden, Powonden, Bawunden, Babynde und Pobunden. Solche Wortveränderungen entstanden, weil es zur damaligen Zeit noch keine einheitliche deutsche Schriftsprache gab und der jeweilige Dialekt des Schreibers wortbeeinflussend war. Außerdem wurden diese, wenn es sich um prussische Namen handelte, der deutschen Zunge angepasst, gleichsam germanisiert, dadurch aber auch in vielen Fällen sinnentstellt. Heute heißt der Ort Powodowo. – Bereits im Sommer 1944, als in Deutschland noch viele an einen deutschen Endsieg glaubten, wurde in Polen schon auf die Übernahme der deutschen Ostgebiete hingearbeitet und die dortigen Ortsnamen polonisiert. – Polen liegt nunmehr, ausgehend von den Grenzen, die 1918 bestanden, fast zur Hälfte auf deutschem Gebiet.

Powunden und seine Besitzer

Am 1. August 1285 wurde vom Landmeister Konrad von Tierberg den Sudauern Kanthgirde und seinen Söhnen, ferner Zwieniennen und seinem Bruder Powunden zu Erbrenten verliehen. Sie waren also berechtigt, den Besitz an ihre Nachkommen zu vererben. Diese Sudauer waren freie Prussen und als solche privilegiert. Sie brauchten keinen Scharwerksdienst (bäuerliche Arbeit und dergleichen) für den Orden leisten. Außerdem waren sie vom Zehnten, einer Getreideabgabe, befreit. Wenn der Orden es jedoch verlangte, mussten sie an Reisen (Kriegszügen) teilnehmen und mit ihren Leuten beim Festungsbau helfen. Da die Kanthgirde und Zwieniennen Powunden in seiner gesamten Fläche nicht selbst bewirtschaften konnten – eine Familie mit Gesinde schaffte arbeitsmäßig höchstens fünf Haken (ein Haken = fünf Hektar) zu bearbeiten –, waren sie berechtigt, an prussische Bauern Land zu verpachten und sie dort anzusiedeln. Diese Bauern bewirtschafteten jeweils Höfe in der üblichen Größe von zwei bis drei Haken. – Die oben genannten Sudauer waren im Grunde Opfer des Christianisierungsvorhabens im Prussengau Sudauen. Dort erfuhr der Deutsche Orden sehr starken und zähen Widerstand.

Im Laufe des folgenden Jahrhunderts werden in Powunden prussische Bauern als Bewohner genannt. Einige davon waren kleine Freie, begünstigte Hakenzins-

bauern, die jedoch an des Ordens „Reisen“ mit leichter Waffe teilzunehmen hatten. 1399 lebten in dem Prussendorf Powunden 24 Hakenzinsbauern, also Besitzer von jeweils ein bis drei Haken. – Nach des Ordens Richtlinien durften zu der Zeit keine deutschen Siedler in prussischen Dörfern wohnen und erst recht nicht umgekehrt, obwohl die Prussen nun auch Glaubensbrüder waren. – Dem prussischen Dorf stand ein Starost vor. Dieser hatte nicht im entferntesten die Befugnisse eines Dorfschulzen in einem deutschen Dorf, der dort eine weitgehende Eigenverwaltung praktizierte. Der Starost war eigentlich nur der verlängerte Arm des Ordens, der in dem jeweiligen Ort für die Erfüllung der Ordensauflagen verantwortlich zeichnete.

Eine mehr als 100 Jahre währende Friedenszeit erfuhr das Ordensland, nachdem die Bekehrung der Prussen zum Abschluss gekommen war. Die Wirtschaft muss in dieser Zeit unwahrscheinlich aufgeblüht sein und Getreide weit über den Eigenbedarf erzeugt haben. Abnehmer davon war vor allem England. 1392 z. B. wurden im Danziger Hafen 300 englische Schiffe mit Überschusgetreide aus dem Ordensland beladen. Und in der Schatzkammer der Marienburg häufte der Orden mehr als 5,8 Tonnen Gold an.

1414 wurde Powunden im Großen Zinsbuch des Ordens als Hufenzinsdorf in einer Größe von 30 Hufen (Hufe = 16,81 Hektar) aufgeführt, allerdings als ein wüst gewordenes. – Im Zinsregister werden jedoch 31,5 Hufen genannt. – Die Umwandlung vom Haken- zum Hufenzinsdorf dürfte erst nach erfolgter Wüstung geschehen sein.

Sie war entstanden durch die polnisch/litauischen Heerscharen, welche nach der Schlacht bei Tannenberg (15. Juli 1410) durch die hiesige Region zogen, bzw. durch deren „Besuch“ im Jahre 1414.

Ein Reliquiar in der Nikoleikirche in Elbing kündete einst davon, dass das Land „von Polen, Mongolen und vielen Heiden sonst (a polonis tartaris et infidelibus) verwüstet wurde“. Dieses Reliquiar ist seit 1945 verschwunden.

1437 waren in Powunden von den wüsten 30 Hufen erst wieder acht Hufen besiedelt. Ursache der zögerlichen Wiederbesiedlung war mit die Pest, die sich besonders nach Kriegen ausbreitete. So war sie 1416, 1420 und 1427 aufgetreten, wobei sie 1420 die meisten Opfer forderte. – Von 1454 bis 1466 wurde das Land wieder von einem Krieg überzogen. Es war der sinnlose Bruderkrieg zwischen den Ständen und dem Orden. Dabei waren es, wie früher allgemein üblich, weniger die Kampfhandlungen als das mutwillige Zerstören und Morden der Söldnertruppen, deren sich beide Parteien bedienten. – Mit dem 2. Thorner Frieden (19. Oktober 1466) verlor der Orden nicht nur erhebliche Ländereien und die Marienburg – der Hochmeister verlegte danach seinen Sitz nach Königsberg –, sondern wirtschaftlich und politisch an Bedeutung.

Am 4. Oktober 1472 verlieh der Hochmeister Heinrich von Richtenberg das Dorf Powunden mit 29 Hufen dem Peter Kobersehe. Vom 25. Januar 1474 ist eine zweite Verleihung des Hochmeisters an Peter Kobersehe datiert. Hierbei werden 29,5 Hufen genannt. – Grundstücksverleihungen des Ordens zu der Zeit waren in der Regel Verpfändungen oder Schuldbegleichungen an Söldnerführer. – 1608 wird Fabian von Zehmen als Käufer einer Hälfte von Powunden genannt.

Vier Jahre später, am 2. Juli 1612, verkaufte er diese an Simon von Bahr. Die andere Hälfte des Ortes dürfte schon längere Zeit im Besitz von Christian Kerßenstein gewesen sein. Bereits 1590, als ihn Markgraf Friedrich mit der 57 Hufen großen Fläche Neu-Dollstädt belieh, wird er als Besitzer von Powunden genannt.

Das Areal von Neu-Dollstädt war zu dem Beleihungszeitpunkt eine zum Teil sumpfige, baum- und strauchbewachsene Überschwemmungsfläche am östlichen Unterlauf der Sorge, auf welche im Laufe der Jahre Siedler angesetzt wurden. Mindestens bis 1820 blieb Neu-Dollstädt im Besitz des jeweiligen Eigentümers von Adlig-Powunden.

1771 war Powunden im Besitz eines Leutnants von Brederlow. Der Ort bestand derweil aus einem adligen Gut von 28 Hufen und einem Bauerndorf von 18 Hufen. Das sind insgesamt 46 Hufen, also 14-einhalb Hufen mehr, als 1414 im Zinsregister für Powunden genannt wurden. – Bei den inzwischen unter König Friedrich Wilhelm I. (1713 – 1740) in den Jahren 1715 bis 1720 durchgeführten Vermessungen der landwirtschaftlichen Nutzflächen durch vereidigte Landvermesser – wobei zwecks Steuergerechtigkeit auch die Bodenqualität ermittelt wurde – ist sehr oft ein erhebliches Flächenübermaß festgestellt worden. Die ersten Landvermessungen waren durch Abschreiten oder Abreiten einer Fläche vorgenommen worden.

Zu Powunden war zwischenzeitlich eine überwiegend waldwirtschaftlich zu nutzende Fläche gekommen, die an die Gemarkung Blumenau und den Wald von Altdollstädt grenzte. Nach einem 1790 aufgestellten Plan hatte diese die Größe von zehn Hufen und zwei Morgen. Ferner dürfte Powunden Flächen in Besitz genommen haben, die der schrumpfende Drausensee in den zwischen 1414 und 1771 liegenden mehr als 300 Jahren freigegeben hat. Von den Kerßensteins wird berichtet, dass sie sich Kampen angeeignet hatten. – Kampen sind schwimmende Inseln mit einer losen Verbindung zum festen Land. Sie waren zum Teil mehrere Hektar groß und wurden als Viehweide und zur Heugewinnung genutzt. Jedoch war beides nicht von bester Qualität. Selbst bei Hochwasser bekam man dort keine nassen Füße, denn mit dem steigenden Wasserstand hoben sich auch die Kampen.

Die von Brederlows erbauten 1790 das sehr repräsentative Gutshaus in Adlig-Powunden. Eine Witwe von Brederlow ist die letzte Besitzerin dieses Geschlechts von Powunden gewesen. Sie war eine entschiedene Gegnerin der Bauernbefreiung und brachte es in einem Schreiben an den König, datiert vom 14. September 1812,

zum Ausdruck. 1815 verstarb Frau von Brederlow. Danach waren die von Besser Besitzer des Ortes. Sie hatten im Jahre 1851 das Vorwerk Besserode in der südlichen Gemarkung eingerichtet. Dieses Vorwerk existierte nur wenige Jahre.

Ein Vorwerk Bilau soll nordöstlich der Mühle gelegen haben und hat bereits 1790 existiert. Der Name Bilau lebte in einem Flurstück weiter.

Die Separation in Powunden wurde mit dem Ablösungsprozess vom 16. November 1881 durchgeführt. Bestätigt und anerkannt sind die neu festgelegten Grenzen von dem damaligen Besitzer von Powunden, Adolph von Besser. – Durch die Separation und die damit verbundenen Abtretungen von bäuerlichen Ländereien an den Gutsherrn war offensichtlich den Powunder Bauern die Existenzgrundlage entzogen worden. Solches hatte von Besser einkalkuliert und bereits 1848 südlich des Dorfes ein sehr repräsentatives Herrenhaus erstellt. – Nach dem Edikt vom 14. September 1811 hatte der erbliche Bauer (dieser war berechtigt, seinen Grundbesitz zu vererben) für die Erlangung der Selbstständigkeit den Gutsherrn mit einem Drittel seines Anwesens zu entschädigen. Den nichterblichen Bauern kostete dieses sogar die Hälfte seines Anwesens. Nichtspannfähige Bauern (Kleinbauern ohne eigenes Gespann) waren gar nicht zur Ablösung zugelassen. – Die Zahl der durch die Reform eingegangenen bzw. vom Großgrundbesitz eingezogenen Bauernstellen soll in Preußen an die 300 000 betragen haben. – Bauern, die nicht zu einer Gutsherrschaft gehörten, sondern von einer solchen nur abhängig waren, wie zum Beispiel in Opitten, hatten nach einem Beschluss vom 7. Juli 1821 ihre Ablösung durch das 25-fache ihrer jährlich zu erbringenden Leistung zu erkaufen. Der Betrag war in einer Summe zu entrichten.

Bei der 1875 durchgeführten Volkszählung bestand das Dorf Powunden noch. Es hatte 138 Einwohner. (Adlig-Powunden 218 Einwohner). In einem Lageplan von dem Dorf Powunden aus dem Jahr 1790 werden dort relativ viele kleine Baulichkeiten nachgewiesen. Daraus ist zu schließen, dass sich dort keine größeren bäuerlichen Betriebe befanden. Wenn es sich dabei noch um nichterbliche Bauernstellen gehandelt hat, es so genannte Hintersassen waren, verloren diese mit der Separation ihre Existenz. Schon 1885 war am Südrand des Dorfes ein Gutsbetrieb eingerichtet worden, der sich Neu-Powunden nannte. Powunden Dorf als Gemeindebezirk wurde aufgehoben, die Gebäude des Dorfes zum Teil zu Wohnungen und Stallungen für die Landarbeiter umfunktioniert. Im allgemeinen Sprachgebrauch hieß dieser Teil von Powunden weiterhin „das Dorf“. Übrigens befand sich hier die einklassige Volksschule, in welcher die Kinder von Adlig- und Neu-Powunden unterrichtet wurden.

Nach den von Bessers war laut „Handbuch des Grundbesitzes von Ostpreußen von 1895“ Powunden Gut, also Adlig-Powunden, im Besitz eines Herrn Neumann. 1903 ist jedoch Conrad Meckelburg Besitzer desselben. Der andere Teil von Powunden, nunmehr Neu-Powunden, war zuerst verpachtet an G. Kirst und danach an Georg v. Heyer. Am 19. Oktober 1906 erwarb das gesamte Powunden Gustav

Skirl, der seit 1882 Besitzer des benachbarten Rittergutes Hohendorf war. Bereits am 12. November 1909 trennte er sich von Powunden.

Nunmehriger Erwerber war Erich Bochert, derzeitiger Pächter vom Rittergut Rossitten. Der Kaufvertrag wurde vor dem Notar Fritz Thomas in Preußisch Holland geschlossen. Er beinhaltete die Güter Adlig- und Neu-Powunden von insgesamt 405 Hektar, ferner die in der Gemarkung Neu-Dollstädt gelegenen Flächen von 20 Hektar. Aus dem Gesamtareal behielt der Verkäufer, etliche einzeln aufgeführte Flächen zurück. Ansonsten war mitverkauft „alles, was mit dem Grund und Boden fest verbunden war, ferner das gesamte tote und lebende Inventar . . . “. Der Kaufpreis betrug damals die enorme Summe von 1,5 Millionen Mark. Interessant ist, wie die Kaufsumme belegt wurde.

Der Käufer übernahm eingetragene Hypotheken in Höhe von	937 806,25 Mark
Bar zahlte er den Betrag von	151 700,00 Mark
Ferner trat der Käufer zwei auf landwirtschaftliche Güter eingetragene Hypotheken ab. Deren Höhe betrug	148 300,00 Mark
Die Restsumme von	262 193,75 Mark
wurde dem Käufer bei einem Zinssatz von 4 Prozent und einer Laufzeit von 15 Jahren gestundet.	1 500 000,00 Mark

Erich Bochert blieb bis 1912 auf seiner Pachtung in Rossitten wohnen. 1910 wurde in Powunden ein Administrator Waak genannt, der demnach die dortigen Güter bewirtschaftete.

Wegen Erkrankung von Erich Bochert wurden dessen Geschäfte ab Mai 1912 von seiner Frau Wanda Bochert wahrgenommen. Sie verkaufte am 29. Juni 1912 an Otto Zimmermann aus Cuxen, Kreis Stuhm, das Gut Neu-Powunden einschließlich des Gutshofes in einer Größe von 281,62 Hektar. Der Kaufpreis betrug 605 000,00 Mark

Der Käufer übernahm Verbindlichkeiten in Höhe von	377 900,00 Mark
Er bezahlte bar	157 100,00 Mark
Für die Restsumme von	70 000,00 Mark

wurde für ihn eine Hypothek eingerichtet.

Frau Bochert brachte der Verkauf von Neu-Powunden eine erhebliche Entlastung, vor allem in finanzieller Hinsicht. Allein das große, kostenaufwändige Gutshaus in Neu-Powunden, welches sie mit ihrer Familie nicht nutzen konnte, stellte eine finanzielle Belastung dar.

Eine größere flächenmäßige Veränderung erfuhr Adlig-Powunden 1919. Gutsbesitzer Skirl von Hohendorf tauschte 32,5 Hektar Ackerland gegen 108 Hektar zu Adlig-Powunden gehörende Kampen.

Gustav Skirl war Bankkaufmann, eine Pioniernatur und ein glühender Patriot. Dem Vaterland gegenüber fühlte er sich verpflichtet, unkultivierte Ländereien

für die landwirtschaftliche Nutzung zu erschließen und dadurch die Volksernährung sichern zu helfen. Die Kampen in vollwertiges, ertragreiches Kulturland umzuwandeln, war für ihn eine Herausforderung, die direkt vor seiner Haustür lag. Über diese Arbeit und deren Erfolg berichtet er in dem von ihm herausgegebenen Büchlein „Die Kolonisation am Drausensee“ sehr ausführlich. Doch seine einstigen beachtlichen Erfolge stehen seit 1945 buchstäblich unter Wasser. Sie sind nur noch Legende.

Gustav Skirl verstarb 1922. Seine letzte Ruhe hat er auf der im Hohendorfer Park gelegenen Begräbnisstätte gefunden.

Die Bocherts waren 36 Jahre lang die Besitzer von Adlig-Powunden. Für einen landwirtschaftlichen Betrieb ist das eine relativ kurze Zeit. Doch mit dem letzten deutschen Besitzer, mit Kurt Bochert, erlebte das Gut einen phönixartigen Aufstieg, völlig aus eigener Kraft und auf solider Basis. Erst 1920 war Kurt Bochert aus französischer Kriegsgefangenschaft heimgekehrt. Kaum zwanzig Friedensjahre verblieben ihm, um sich dem vielschichtigen Betrieb widmen zu können.

Die Geschichte der Familie Bochert

Erich Bochert, der Erwerber der Güter Adlig- und Neu-Powunden, wurde am 5. 11. 1863 in Groß Schmückwalde, Kreis Osterode/Ostpreußen, geboren. Die Heimat der meisten seiner Vorfahren lag in Westpreußen, und zwar in dem Teil, der nach dem Ersten Weltkrieg als „Polnischer Korridor“ in die Geschichte eingegangen ist. Seit etwa 1890 war Erich Bochert Verwalter oder Pächter (diesbezüglich liegen widersprüchliche Angaben vor) der von Reibnitz'schen Besitzung Kerschitten. 1894 heiratete er Wanda Mürau, in Zoppot gebürtig. In Kerschitten wurden deren beide Kinder Kurt (1896) und Martha (1898) geboren. – Während der Jahre in Kerschitten pflegte Erich Bochert engen Kontakt mit Werner Riek, einem älteren Vetter, der Pächter des etwa vier Kilometer entfernt gelegenen Rittergutes Rossitten war. Werner Riek, alleinstehend und nicht von bester Gesundheit, nahm oft die Hilfe von Erich Bochert bei der Führung des Rossitter Betriebes in Anspruch. Völlig unerwartet und von niemandem bemerkt, hatte Werner Riek 1899 sein Erdendasein beendet und eines morgens das Aufstehen unterlassen. Erich Bochert erreichte bei dem Besitzer der Rossitter Begüterung Wilhelm Freiherr von Minnigerode, dessen Interesse mehr auf der politischen als auf der landwirtschaftlichen Ebene lag, der außerdem Fürst Bismarck, dem bedeutendsten Politiker seiner Zeit, sehr nahe stand, dass dieser ihm Rossitten auf 18 Jahre verpachtete. – 1909 kaufte Erich Bochert die Güter Adlig- und Neu-Powunden, wohin die Familie allerdings erst 1912 umzog. – Erich Bochert schien mit Vorliebe auf zwei Hochzeiten zu gleicher Zeit getanzt zu haben – entsprechend seinem Naturell „sprudelndes Quellwasser“ und seinen unbestreitbaren Fähigkeiten auf dem landwirtschaftlichen Sektor. Doch er erfuhr vorzeitig einen Abbau seiner geistigen

Fähigkeiten. Ab 1912 übernahm seine Frau Wanda die Führung der Güter. Die Rossitter Begüterung, deren Pachtvertrag erst 1918 auslief, wurde von Oberinspektor Bruno Dauskardt verwaltet. Schon seit etwa 1900 war er als Oberinspektor in Rossitten tätig und genoss das volle Vertrauen und die Sympathie der Familie Bochert. Das Gut Adlig-Powunden wurde von einem anderen Gutsbeamten geführt. Ob es sich dabei um den 1910 genannter Administrator Waak gehandelt hat, ist nicht bekannt.

Kurt Bochert besuchte die ersten zwei oder drei Schuljahre die Volksschule in Rossitten, dem Wohnort der Familie Bochert seit 1899. Danach erhielt er in Zoppot dank der väterlichen, entsprechend bestückten Brieftasche eine höhere Schulbildung. Allgemein galt, wer den Fuß in die Rossitter Volksschule gesetzt hatte, war dieser für seine Schulzeit verhaftet. Die weiterführenden Schulen kosteten damals Schulgeld. Außerdem waren sie so weit entfernt, dass ihr täglicher Besuch von Rossitten aus bei den damaligen Verkehrsverhältnissen nicht möglich war, also ein Logis am Schulort erforderte. All diese Kosten waren von den Eltern der anderen Rossittener Schulkinder nicht aufbringbar. So ist dann wohl manches Talent bei Schiefertafel und Griffel acht Jahre lang dahingedämmert. Und das nicht nur in der Rossittener Schule. Soziale Rahmenbedingungen beeinflussten Schulbildung, Beruf und die gesamte geistige Entwicklung.

Sie waren echte Patrioten, die ostpreußischen jungen Burschen, die am 1. August 1914 den Ausbruch des Ersten Weltkrieges erlebten. Auch Kurt Bochert, 18-jährig, zog es zu den Waffen, standesgemäß zur Reiterei, den 10. Dragonern. Einsatz an der russischen Front. Dort wurde er Leutnant. Er begeisterte sich für die als Kriegswaffe an Bedeutung gewinnende Fliegerei. Im März 1917 wurde er als Luftaufklärer über der französischen Linie abgeschossen. Verwundung und französische Kriegsgefangenschaft bis März 1920. Doch für den Heimkehrer wurde der „Polnische Korridor“ zum sperrenden Hindernis. Auf dem Seewege, Anlaufhafen in Ostpreußen war Pillau, erreichte Kurt Bochert am 2. März 1920 wieder ostpreußischen Boden.

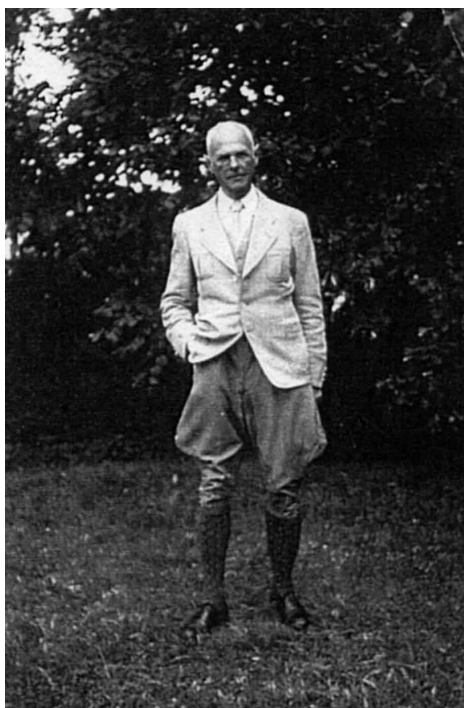
24 Jahre alt war der Heimkehrer inzwischen. Außer einer behüteten Kindheit bestand sein Leben bisher aus Schule und Soldatsein. Gleichsam im Schnellverfahren versuchte er nun, landwirtschaftliches Wissen zu erlangen. Hierbei fand er in Erich Dyck, dem Besitzer des Rittergutes Paleschken, Kreis Stuhm, einen vorzüglichen Lehrmeister und Wegweiser. Auf dem vorbildlich geführten, 279 Hektar großen Betrieb wurde Herdbuchvieh gezüchtet, ferner Kaltblutpferde und Deutsche Edelschweine. Außerdem war es ein anerkannter Saatzuchtbetrieb.



Erich Bochert, geboren 5. 11. 1863, gestorben 16. 12. 1917.



Wanda Bochert, geb. Müräu, geboren 27. 4. 1868, gestorben 12. 4. 1944.



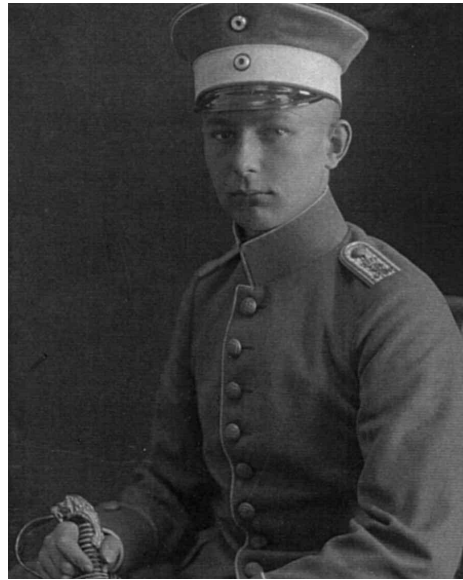
Bruno Dauskardt (Foto 1911), Verwalter der Rossittener Begüterung in den Jahren, in denen diese von Erich Bochert gepachtet war.

Der Gutsbesitzer

Der Gutsbesitzer Kurt Bochert war in seinem Erscheinungsbild, in seinem Auftreten und seinem ganzen Wesen preußischer Offizier, geprägt von Ehr- und Pflichtgefühl, gerade und offen. So war es eigentlich gar nicht ungewöhnlich, dass ihn seine Leute mit dem Offiziersrang ansprachen. Solches wurde vereinzelt auch andernorts praktiziert. – Patriarchalisch stand er dem Gutsbetrieb vor, wobei er jedoch seinen Mitarbeitern die Würde ließ und deren Arbeit ohne herablassende Leutseligkeit anerkannte. Die Fürsorgepflicht gegenüber den Mitarbeitern war ihm ein wichtiges Anliegen. So fühlte sich dann auch ein tüchtiger und zuverlässiger Arbeiterstamm auf dem Betrieb heimisch. Dieser wurde von einem Oberinspektor, einem hoch qualifizierten Fachmann, gelenkt. Das allgemeine wirtschaftliche Tief der 20er und 30er Jahre hat der Betrieb nicht nur ohne große Schrammen überstanden, sondern es erfuhren 1930 sogar drei Insthäuser mit insgesamt zwölf Wohnungen erhebliche bauliche Veränderungen und Verbesserungen. 1932 wurde sogar ein Haus mit zwei Wohnungen neu erstellt. Doch ostpreußenweit schwappte damals die Pleitewelle von Jahr zu Jahr höher. Die Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse waren um 40 Prozent gefallen. Überwiegend landwirtschaftliche Großbetriebe waren es, die davon weggespült wurden. Ist es da verwunderlich, dass manch einer in Hitler den Retter aus diesem wirtschaftlichen Chaos sah, nachdem die Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 an die Regierung gekommen waren? Und das, obwohl die Land besitzende Bevölkerung im Grund deutschnational bis auf die Knochen war, das Preußen-Virus im Leibe hatte. So trat dann auch Kurt Bochert in die „Partei“ (NSDAP) ein. Als sich sein anfänglicher Enthusiasmus gelegt hatte, hätte er gern alles rückgängig gemacht. Doch einfach aus der Partei auszutreten, wäre in vielerlei Hinsicht mit Nachteilen verbunden gewesen. So versuchte er dann mit parteipolitischer Passivität und Ablehnung von Ämtern, einen Austritt aus der Partei zu erreichen. Den Gefallen tat man ihm jedoch nicht. Deren Einfluss wurde Kurt Bochert dann automatisch durch die Teilnahme an den seit Wiedereinführung der Wehrpflicht (16. März 1935) wiederholt stattfindenden mehrwöchigen Reservistenübungen entzogen; schließlich durch die Einberufung zur Wehrmacht, die mit Kriegsbeginn (2. September 1939, 2.00 Uhr) erfolgte. Doch papiermäßig blieb Kurt Bochert der Partei erhalten. So musste er sich dann nach dem Kriege dem Nürnberg des kleinen Mannes, der laut Kontrollratgesetz Nr. 10 geschaffenen Entnazifizierungsbehörde, stellen. Diese konnte nur feststellen, dass die braune Farbe an ihm nicht echt gewesen war, er praktisch nur als Mitläufer ohne anhaftenden Nazigeruch gelten konnte und händigte ihm den sogenannten „Persilschein“ aus, wie man damals in abwertender Weise den Entnazifizierungsschein nannte. Offiziell hieß es „vom Gesetz nicht betroffen“.

Kurt Bochert war von der Jagdbehörde als Leiter des Hegeringbezirks Königsblumenau – über 5 500 Hektar groß – eingesetzt worden. Als solcher war er in

Kurt Bochert und Familie



Als Reserveoffizier im Zweiten Weltkrieg

*1916 Kriegsfreiwilliger Kurt Bochert als
Leutnant*



Familienbild von 1944. Am 8. Mai 1924 heiratete Kurt Bochert die Nachbarin Erika Zimmermann. Die Kinder aus dieser Verbindung: Dieter, Hans-Joachim, Margrit, Rosemarie.

diesem Bezirk für alle jagdrechtlichen Belange zuständig. Selbst ein passionierter Jäger, übte er die Jagd auf etwa 1 375 Hektar aus: auf seinem Anwesen, auf dem Nachbargut Neu-Powunden und in zwei gepachteten Jagdrevieren.

Trotz seiner 1942 erlittenen Verwundung, durch die er wehrdienstuntauglich wurde und die ihn auch als Jäger erheblich behinderte, blieb das Weidwerk seine große Leidenschaft, Einige diesbezügliche Aktivitäten in den letzten Tagen daheim waren die Teilnahme an einer Treibjagd in der Gemarkung Paudelwitz/Lo-dehnen am 21. Dezember 1944 und schließlich die Treibjagd in Powunden am 13. Januar 1945. Daran nahmen 14 Schützen teil. Die Strecke waren 38 Hasen und ein Fuchs. Abnehmer von dem Wildbret war in der Regel die Feinkosthandlung Penner in Elbing. Während des Krieges unterlag das Wildbret außerdem der Bewirtschaftung. Einige Langohren machten, an Fluchtwagen hängend und von der Kälte konserviert, die Flucht mit.

Der landwirtschaftliche Betrieb Adlig-Powunden

Das Rittergut Adlig-Powunden hatte eine Größe von 494,75 Hektar. Es war arrondiert. Die Entfernung zu den einzelnen Schlägen betrug maximal 1,5 Kilometer. Lediglich die Vorwerke Vorbuschhof und Liedkenhof (etwa 10 Hektar) in der Gemarkung Neu-Dollstädt gelegen, waren etwas weiter entfernt. Powunden war unmittelbar an einer festen Straße gelegen. Die Entfernung zum Bahnhof Alt-Dollstädt betrug zwei Kilomete. und in den Ort Alt-Dollstädt drei.

Das Gutsareal war etwa zur Hälfte auf der „Höh“ (25 Meter ü. NN) gelegen und zur Hälfte in der Niederung (0 bis 2 Meter ü. NN). Während die Höhenländereien – alles guter Mittelboden – wo erforderlich drainiert waren, wurde der Wasserstand in der Niederung durch ein Grabensystem geregelt. Allein in diesem Betrieb hatten die Entwässerungsgräben eine Gesamtlänge von 32 Kilometern. – Die gesamten Niederungsländereien waren in einem Entwässerungsverband zusammengeschlossen. Dieser sorgte für eine zentrale Wasserregulierung: Abpumpen bei hohem Wasserstand und Wasseranstau bei großer Trockenheit. Für Adlig-Powunden beliefen sich die jährlichen Meliorationskosten auf 1 724 Reichsmark, die sich sehr gut verzinsten.

Der Einheitswert von Adlig-Powunden betrug 1 190 Reichsmark je Hektar. Bei den anderen Orten im Kirchspiel lag er zwischen 915 und 1 040 Reichsmark je Hektar.

Die landwirtschaftlich genutzte Fläche des Betriebes betrug 446 Hektar. Sie gliederte sich auf in:

291 Hektar Ackerland	137 Hektar Wiesen
8 Hektar Gartenland und Obstanlagen	10 Hektar Weiden



Der Gutshof: links Rindviehstall. Auf diesen weisen mit den Giebeln große Scheune, kleine Scheune mit Kälberstallanbau, in Verlängerung dieser Scheune der Speicher und im Vordergrund der Arbeitspferdestall.



Die Vorderfront des Herrenhauses



Innenräume des Herrenhauses



Die nachstehenden Angaben beziehen sich auf das Wirtschaftsjahr 1940/41 (15. Juli 1940 bis 1. Juli 1941). Die Landwirtschaft war als KL-Betrieb (kriegs- und lebenswichtiger Betrieb) eingestuft. Als solcher schlug sie auch im dritten Kriegsjahr die „Kriegserzeugungsschlacht“. Ihr schwächster Punkt war die Versorgung der Bevölkerung mit Fett und Eiweiß. Die Fettversorgung sollte größtenteils über die Milch erfolgen. Im übrigen wurde jedoch die Veredlungswirtschaft zurückgedrängt. Vor allem Getreide und Kartoffeln sollten ohne den Umweg über den Tiermagen direkt der menschlichen Ernährung zugefügt werden. Ansonsten machte sich das Kriegsgeschehen nur dadurch bemerkbar, dass deutsche Arbeitskräfte vermehrt durch Fremdarbeiter, vor allem Kriegsgefangene, ersetzt wurden. Der Bezug von Handelsdünger aus dem Reich und in der Gegenrichtung der Transport von landwirtschaftlichen Produkten verlief ab September 1939 reibungslos, da das Hindernis „Polnischer Korridor“ nicht mehr vorhanden war. Die diesbezüglichen Schwierigkeiten und Probleme, die ab 1943 verstärkt auftraten, hatten ihre Ursache in den im Reich entstandenen vielschichtigen Bombenschäden.

Das Ackerland, überwiegend milder Lehm Boden, war von natürlicher Fruchtbarkeit, ein Boden, der problemlos den Anbau der meisten landwirtschaftlichen Kulturen mit sicheren Erträgen ermöglichte. Gewisse Einschränkungen auferlegte der rauhe ostpreußische Winter. Bedingt durch das Letztere, erfolgte der Weizenanbau überwiegend in Form von Sommerweizen. Die Weizenanbaufläche in diesem Betrieb war mehr als doppelt so groß wie die der traditionellen ostpreußischen Körnerfrucht, des Roggen. – Im ostpreußischen Durchschnitt wurden lediglich 4,2 Prozent der Ackerfläche mit Weizen bestellt und 23,8 Prozent mit Roggen. – Zum Verkauf kamen 1550 Doppelzentner Weizen und 314 Doppelzentner Roggen. Wegen der Auswinterungsgefahr wurde auch bei der Gerste die Sommervariante gewählt. Insgesamt betrug die Gerstenernte 4 175 Doppelzentner. Davon wurden 553 Doppelzentner als Brau- und Industrieroggen verkauft. – Der durchschnittliche Getreideertrag lag in der Höhenregion bei 34 Doppelzentner/Hektar. Auf dem in der Niederung gelegenen Ackerland wurden beim Weizen bis 40 Doppelzentner/Hektar geerntet. – Bei den Hülsenfrüchten dominierten Ackerbohnen und Futtererbsen, beide als Lieferanten von betriebseigenem Eiweißfutter. Entsprechend dem an die Landwirtschaft ergangenen Appell „Helft die Fettlücke schließen“, wurden vier Hektar Rüben angebaut. Den kriegsbedingten Umständen Rechnung tragend, erfolgte auch ein allerdings bescheidener Anbau von Flachs und Faserhanf. – Hanf war damals noch nicht als Haschisch- und Marihuanalieferant in Mode, da es die Kiffer, die Konsumenten dieser Stoffe, nicht gab.

Bei den Hackfrüchten dominierten die Zuckerrüben mit einer Anbaufläche von 40 Hektar. Der Ertrag je Hektar lag bei etwa 330 Doppelzentner. Das Zuckerrübenkontingent von der Zuckerrübenfabrik Altfelde (Westpreußen) war auf 10 000 Doppelzentner festgesetzt. Im Krieg war dieses erhöht worden. Das Rübenblatt fand siliert in der Viehfütterung Verwendung. Die Zuckerrüben wurden auf dem

Bahnhof Alt-Dollstädt in Waggons verladen und per Zug zur Zuckerrübenfabrik transportiert. – Beachtlich war auch die Spätkartoffelernte von 3395 Doppelzentner. Davon wechselten 553 Doppelzentner Speisekartoffeln als Verkaufsfrucht den Besitzer. 2 842 Doppelzentner waren Futterkartoffeln, die durch die umfangreiche Schweinemast veredelt wurden.

In den 30er Jahren erfuhr der Speisekartoffelanbau eine Ausdehnung auf das Vierfache der sonst üblichen Menge. Desgleichen wurde der Anbau von Brau- und Industriergerste auf Kosten der Futtergerste ausgedehnt.

Gartenbau

Erwähnenswert ist der gärtnerische Aspekt des Betriebes, der nicht nur, wie in vielen landwirtschaftlichen Großbetrieben, auf die Versorgung des Gutshaushaltes ausgerichtet war, sondern durch den Verkauf von gartenbaulichen Erzeugnissen Gewinn abwerfend arbeitete. Gärtner Richard Mix, in den Arbeitsspitzen von Hilfskräften unterstützt, hatte eine Fläche von etwa acht Hektar zu betreuen. Diese beinhaltete Gewächshaus, Frühbeete, Gemüseland, Obstgarten und den Gutspark. Der Obstgarten wies einen Bestand von etwa 200 tragfähigen Bäumen und ca. 80 Beerensträuchern (überwiegend Johannisbeeren) auf. Die Obstbäume wurden zum Abernten verpachtet. Es gab damals in Ostpreußen Familienunternehmen, die größere Obstanlagen, unter anderem auch Obstbäume an den Chausseen, jeweils für eine Ernte pachteten. Der Behang der Bäume bestimmte den Pachtpreis. Das geerntete Obst, meist anspruchslose Sorten, verkauften sie an Obst verarbeitende Industrien. Diese Pächter nannte man im ostpreußischen Sprachgebrauch „Äpplknust“. – Selbst vermarktet wurden Blumen- und Gemüsepflanzen und im Laufe des Jahres die verschiedensten Gemüsearten, beginnend mit dem Edelgemüse Spargel. Und beim Kohl, Blumenkohl und vor allem Weißkohl betraf es den Ertrag von einem halben Hektar.

Die Fischteiche

Eine Besonderheit in diesem Betrieb waren die Fischteiche, sieben ablassbare Teiche von insgesamt drei Hektar Größe. Sie waren nicht symmetrisch angelegt und nicht von gleicher Größe und Tiefe. In einer Richtung Norden abfallenden Bodensenke waren fünf der Teiche überwiegend Teil des großzügigen weiten Landschaftsparks. Gespeist wurden sie von einem größeren, in der Gemarkung Neu-Powunden gelegenen Teich, der an den dortigen Park angrenzte und Zulaufwasser von aus der Feldmark kommenden Rinnsalen hatte.

So genannte Mönche an den einzelnen Teichen gestatteten einen Wasserdurchfluss, verhinderten jedoch das Überwecheln der Fische. – Der südlichste Teich,

der so genannte Dorfteich, lag in dem Areal des einstigen Dorfes. Als Pferdeschwemme wurde des besseren Untergrundes wegen der Hausteich benutzt. Hier wurde, wenn Feierabend war, mit den Arbeitspferden hin geritten. Sie stillten dort ihren Durst und an den Pferdebeinen anhaftender Schmutz wurde abgespült. Als Nebeneffekt erfuhr der Teich gelegentlich eine Düngung, was sich positiv auf das Fischwachstum auswirkte. – Der nächste Teich lag unmittelbar an der Straße Alt-Dollstädt – Hohendorf.

Er wurde Chausseeteich genannt. Dann folgten Haus-, Insel- und Mühlenteich. Der Letztere war der größte und mit vier Metern Wassertiefe der tiefste Teich. Diese Wassertiefe war für die Karpfenzucht allerdings nicht optimal, denn der Karpfen, ein Fisch aus warmen Regionen, ist in seinem Wachstum sehr wärmeabhängig. – Karpfen waren die Besatzfische dieser Teiche und dazu einige Schleie als Nebenfische. Auch eine geringe Zahl an Hechten war darin. Diese erfüllten vor allem gesundheitspolizeiliche Aufgaben, gleichsam dem Fuchs in der freien Wildbahn.

Als Fischmeister fungierte Eduard Jonzeck, der betriebseigene Schmied. – Die Gutshandwerker arbeiteten nur für den jeweiligen Betrieb. Dieser stellte ihnen die entsprechende Werkstatt und das erforderliche Handwerkszeug zur Verfügung. Sie hatten in der Regel keine Meisterprüfung abgelegt. Dessen ungeachtet beherrschten sie ihr Handwerk meisterhaft und waren außerdem wie Eduard Jonzeck noch sehr variabel.

Die Teichwirtschaft wurde recht professionell betrieben, mit Verkauf von Besatz- und Brutfischen im Frühjahr. Die Haupternte war naturgemäß im Spätherbst. Dann wurden die Teiche abgelassen und abgefischt. Die dreisömmrigen Karpfen hatten nun ohne Zufütterung das ideale Verkaufsgewicht von etwa 1,5 Kilogramm erreicht.

Schwierig war es, an die Schleie zu kommen. Diese folgten im allgemeinen nicht dem abfließenden Wasser, sondern verbuddelten sich in zurückbleibenden Tümpeln. – Zwei weitere Teiche, der Stüper- und der Spuckteich, befanden sich in der Feldmark in Richtung der Grundmühle Hohendorf. Sie waren beide lang gestreckt, insgesamt etwa einen Hektar groß.

Abnehmer der Fische waren Fischgeschäfte in Elbing und ländliche Kolonialwarenläden der Umgebung.

Die Mühle

An dem nordwestlichen Ufer des Mühlenteiches stand eine zu Adlig-Powunden gehörende betagte Wassermühle. Deren Grundmauern waren gut einen Meter stark und bestanden aus Feldsteinen. Es soll dort schon eine Mühle in Betrieb gewesen

sein, als einst der Drausensee bis hierher reichte. Jetzt hatte das von der Mühle genutzte Wasser einen beträchtlichen, durch Graben und das Powunder Fließ vorgegebenen Weg bis zum Drausensee zu bewältigen. Im Jahre 1923 erfolgte eine Neueinrichtung der Mühle. Die inzwischen unwirtschaftlich gewordene Mehlerstellung wurde eingestellt. Der Walzenstuhl mit Sichtmaschine und zwei Mahlsteinen für Getreideschrot blieb in Betrieb und diente zum Schroten des gutseigenen Getreides. – Das Deputatgetreide der Arbeiter wurde sowohl als Mehl wie auch als Schrot von der Grundmühle Hohendorf bearbeitet. – Als Neuerung erfolgte der Einbau einer Wasserturbine, zweier Dynamos und entsprechender Batterien. Es war 220 Volt Gleichstrom, der zur Licht- und Kleinkraftversorgung (10 E-Motoren) des Betriebes und der Werkwohnungen diente. Das bedingte die Anlage von 2,5 Kilometern Freileitungen zwischen der Strom erzeugenden Anlage und den einzelnen Verbrauchsstellen. Auch als in den dreißiger Jahren Ostpreußen Flächen deckend mit öffentlichem Strom versorgt wurde, blieb die Anlage in Betrieb.

Die Hälfte des Mühlengebäudes enthielt zwei Wohnungen. Im Untergeschoss wohnte die Familie Ernst Malinowski. Ernst war Freiarbeiter in Adlig-Powunden. Die im Obergeschoss gelegenen Räume bewohnte einst der Müller Rudolf Penner. Nach seinem Fortzug im Jahr 1937 übernahm dessen Wohnung und Aufgaben Karl Magendanz. Nebenräume der Mühle dienten den kriegsgefangenen Franzosen als Unterkunft. Einer dieser Franzosen beging im Mühlenteich Selbstmord.

Von dem einstigen Mühlengebäude künden nur noch Trümmer und der Mühlenteich verlandete.

Die Pferdehaltung

In Adlig-Powunden wurden etwa 90 Pferde gehalten. 56 davon waren Arbeitspferde. Zusätzlich standen drei Traktoren zur Verfügung.

Jedes Gespann, vier Pferde beinhaltend, war einem Gespannführer anvertraut, der die Tiere betreute und mit ihnen arbeitete. Der Posten des Gespannführers wurde allgemein begehrt, obwohl er einen erheblichen zeitlichen Mehraufwand erforderte, der durchaus nicht die entsprechende Vergütung erfuhr. Der Ehrgeiz eines jeden Gespannführers war es, Pferde in bestem Futterzustand zu haben, möglichst Pferde, auf deren Fell sich die so genannten Haferflecken abzeichneten. Die Praktiken, um an das zusätzliche Futter zu gelangen, waren durchaus nicht legal, doch wurden sie vom Besitzer toleriert – solange die Kirche im Dorf blieb. Pech für Franz Hübner, der nach Feierabend Hafer vom Speicher organisierte und dabei dort vom Oberinspektor eingeschlossen wurde.

Dann waren da noch die Pferde, die von Kutscher Gustav Rahn und seinen Hilfskräften betreut wurden. Es handelte sich dabei um vier Kutsch- und zwei Reit-



Das Coupé zum Einsteigen bereit vor dem Eingangsportal. Kutscher Rahn in Livree. – Das Handpferd, der Wallach Martin, hat, vor den Treckwagen gespannt, die Flucht bis Hoheneggelsen mitgemacht. Das Coupé war während der Flucht bei dem 55-PS-Lanz-Bulldog hinter dessen zweiten Anhänger gehängt und für Frauen mit Kleinkindern reserviert.



Juli 1932: Kornaustr (Getreideernte), Hofmann Lange (genannt Tublak), Dieter Borchert, Oberinspektor Sachße. – Ein Roggenschlag ist gemäht. Die Garben müssen noch, zur Nachreife und Trocknung von Korn und Stroh, in Hocken aufgestellt werden.

pferde, den Zuchthengst und an die 30 Jungpferde. Mit den Kutsch- und Reitpferden, die in ihrer Funktion durchaus nicht ausgelastet waren, zumal die Besitzer nicht dem Reitsport frönten, wurden die vielerlei anfallenden Besorgungsfahrten erledigt. Auch für den Hengst, der als Soloarbeiter keinem Gespann zugeordnet war, fand sich ständig Arbeit. Wenn z. B. Getreide gedrillt war, wurde dieser zur Nacharbeit vor die Polieregge gespannt.

Von den aufgeführten Pferden waren acht Stuten Trakehner Abstammung und im Stutbuch eingetragen. Dem Stutbuch für ostpreußische Kaltblüter gehörten neun der zwölf Kaltblutstuten an.

In der Landwirtschaft, die Jahrhunderte im gleichen Trott betrieben worden war, zeichnete sich eine Intensivierung und Technisierung ab. Die damit einhergehende tiefere Bodenbearbeitung erforderte mehr Zugkraft. Diesem Rechnung tragend, ist 1914 der Verband des ostpreußischen Kaltblutpferdes, der „Ermländer“, gegründet worden. Dessen Zuchtziel war ein schweres, jedoch nicht massiges, bewegliches Gebrauchspferd. Um rasch solch ein mittelschweres Arbeitspferd zu bekommen, wurden sehr oft Warmblutstuten mit Kaltbluthengsten belegt. Solches praktizierte man mit einigen Stuten auch in diesem Betrieb. 1944 waren zwei Drittel der in Ostpreußen belegten Stuten Kaltbluthengsten zugeführt worden. Das Produkt war ein gutes Gebrauchspferd, der so genannte Halbschlag.

Im Zweiten Weltkrieg war die Pferdehaltung allgemein interessant geworden, denn der Krieg brauchte nicht nur Soldaten, sondern auch sehr viele Pferde. Als das Pferdeangebot auf dem freien Markt nicht mehr ausreichte, wurden vom Militär Zwangsrekrutierungen vorgenommen, wobei man allgemein einen guten Preis zahlte. Er lag in der Regel um die 2000 Reichsmark je Pferd. – Aus diesem Betrieb wurden im letzten Wirtschaftsjahr dreizehn Pferde Soldat, wobei sechs davon noch unter drei Jahre waren.

Der Arbeitspferdestall

Er ist 1913 erbaut worden, also schon zu den Bochert-Zeiten. Er war sehr gut belichtet, massiv und für kopplastige Lagerung von Rauhfutter eingerichtet. Ein großzügiger, breiter Gang, Stände für vierzehn Gespanne à vier Pferde, eine Box für erkrankte Tiere, gemauerte Geschirrschränke, ein Wasserbassin mit Selbsttränkanlage und in der Stallmitte eine Futterkammer gehörten zur Stalleinrichtung. Erwähnenswert ist die bezüglich Haltbarkeit nicht gerade billige Holzpflasterung der Pferdestände. Holzpflaster wirkte sich schonend auf die Pferdebeine aus. Außerdem wurden die Wintereisen darauf nicht so rasch stumpf.

Der Kutschpferdestall

Hier wurden auch die Jungpferde und der Hengst aufgestellt. Der Stall war mit zwölf Boxen, vier Einzelständen, einem Futterraum und einem Raum für einen Kutschwagen, der hier gleich bespannt werden konnte, eingerichtet.

Der Kutschstall war der Zuständigkeitsbereich von Gustav Rahn, des herrschaftlichen Kutschers. Von dem Herrschaftlich-Kutscher-Sein und sich in Livree präsentieren war nicht mehr viel übrig geblieben. Seit der Opel Admiral Einzug gehalten hatte, war Paul Schwede als Chauffeur der Gefragtere. Der allerdings war mit den anfallenden Fahrten und der Kraftfahrzeugpflege nicht ausgelastet. So gehörte dann das Haareschneiden der Bochert-Junioren zu seinem Aufgabengebiet. Vor allem aber war er Fahrer von einem der Traktoren.

Gustav Rahn, Jahrgang 1896, von großer Statur, war wie in dieser Sparte früher allgemein üblich, herrschaftlich orientiert und dementsprechend den Arbeitern gegenüber etwas distanziert. – Die Rahn-Sippe, alteingesessene Powunder, wurde vertreten von dem langjährigen Hofmann Rahn, den Söhnen Gustav Rahn, dem Kutscher, ferner Fritz Rahn, dem Vorarbeiter. Fritz Rahn wurde nach dem plötzlichen Tod seines Vaters (etwa 1939) Hofmann.

Die Rindviehhaltung

Sie nahm in Obhut von Oberschweizer Karl Hochfeld und seinen Gehilfen eine dominierende Stellung ein. Insgesamt wurden etwa 260 Stück Rindvieh gehalten. Es handelte sich ausschließlich um Herdbuchtieren. Davon waren 86 Milchkühe.

Karl Hochfeld wurde, wie seine Kollegen in gleicher Position, nach der Tarifordnung für Schweizer entlohnt. Neben dem feststehenden Deputat schwankte sein monatliches Bareinkommen zwischen 366,98 und 467,90 Reichsmark. Die Schwankungen waren bedingt durch die ermolkene Milch bezüglich Menge, Fettgehalt und Reinheit, ferner durch Prämien beim Zuchtviehverkauf. Seine Hilfskräfte musste er selbst entlohnen und war daher bemüht, deren Zahl so niedrig wie möglich zu halten. Jedenfalls hatte er ein Einkommen, von dem so manches Bäuerlein nur träumen konnte. Auch Oberinspektor Sachße mit seiner Frau als Rentantin (Gutssekretärin) lagen mit gemeinsam 322,90 Reichsmark monatlich darunter. (Selbstverständlich kam auch hier noch ein angemessenes Deputat hinzu.) Karl Hochfeld, Jahrgang 1880, kam 1925 nach Adlig-Powunden. Seine vorhergehende Arbeitsstelle war in Linktehen, Kreis Wehlau, gelegen. In Adlig-Powunden suchte der Ober, wie er später allgemein nur genannt wurde, ein umfangreicheres und höher dotiertes Arbeitsfeld. Doch als seine Frau Powunden und das ihr dort zuge dachte Umfeld zum ersten Mal sah, schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und meinte: „Ach Gottche ne, Ärbarmung, davon wird

nuscht.“ Den mit dem Zug nachkommenden Hausrat wollte sie erst gar nicht auspacken lassen. „Wirst all sehn, Mutter, wacht man, das wird hier bestimmt auch scheen“, tröstete sie ihr Karl. Nun, leicht war es in Powunden für einen Neuzugang nicht, sich zwischen den Alteingesessenen, die alle miteinander versippt waren, zu behaupten. Da kam man nicht so schnell „mittenmang“ (in die Gemeinschaft aufgenommen) und konnte mit ihnen „pannebratsch“ (vertraut) werden. Da wurde man erst einmal „nach Strich und Faden durchjehechelt“ (beredet). – In späteren Jahren wollte Karl Hochfeld selbst einen Stellungswechsel herbeiführen. Doch der Chef, der das Können des Ober zu schätzen wusste, konnte ihn überreden, davon Abstand zu nehmen.

Karl Hochfeld war ein Verfechter der Herbst- bzw. Frühwinterkalbung aus der Erkenntnis, dass die auf der Weide ausgetragenen Kälber sehr widerstandsfähig waren. Außerdem wurden die Kühe beim Weideaustrieb im nächsten Frühjahr noch mal „frischmelk“, stieg ihre Milchleistung wieder an. Der Ober hatte außer seinem ausgezeichneten fachlichen Wissen auch das entsprechende „Händchen“. Den Tierarzt machte er nicht nur in der Bochert'schen Rinderherde brotlos, sondern er wurde auch oft von den umliegenden Bauern um Hilfe gebeten. Nun, ein Kuhverlust war damals nicht so einfach wegzustecken. Hieß es doch: „Wenn die Omas sterben, so ist das kein Verderben, doch wenn die Kühe verrecken, dann ist es ein Schrecken.“ – Der Chef redete dem Ober nicht in seine Arbeit rein – und vom Oberinspektor hätte er sich nicht reinreden lassen. Selbst sehr fleißig, ein richtiger „Rachudler“, verlangte er dieses ebenfalls von seinen Mitarbeitern. Und dazu zählten später auch seine Töchter, sechs an der Zahl. Die machte er gründlich mit dem Flair des Kuhstalls vertraut. Sie mussten täglich zwei Mal zwanzig Kühe mit der Hand melken. Das Morgenmelken begann sommers wie winters um drei Uhr. Durch Heirat entzog sich eine nach der anderen dem väterlichen Diktat. Zu den Zuchtviehauktionen, nächstgelegene Auktionsorte waren Marienburg und Königsberg, fuhr der Ober mit seinen Schutzbefohlenen stets selbst. Auf der Hinfahrt bezog er mit diesen gemeinsam im Güterwaggon Quartier. Mit kleinen Kniffen, aber vor allem mit sachgemäßer Behandlung des Tieres wurde dieses auf der Ausstellung entsprechend präsentiert, Solch eine Auktion hatte eine besondere Atmosphäre. Erst das Bängen um ein gutes Körergebnis und danach das leise Prikkeln, wenn die Gebote von den Kaufinteressenten abgegeben werden, zuerst zögernd und dann das Duell der Höchstbietenden. Schließlich ein erleichtertes Aufatmen und eine Selbstbestätigung, wird ein angemessener Preis erzielt. – Die Jungbullen hatten beim Verkauf ein Alter von 14 bis 20 Monate. Kostendeckend war ein Verkaufserlös von 800 Reichsmark. – In dem Wirtschaftsjahr 1942/43 wurden fünf Bullen über die Auktion verkauft. Sie erzielten einen guten Durchschnittspreis von 1556 Reichsmark. Außerdem kamen dort elf Kühe und Sterken zum Verkauf. – Eine erhebliche Investition in die Rinderzucht erfolgte noch am 13. Dezember 1944. Es wurde ein Zuchtbulle aus der Zucht des Grafen Kanitz, Podangen, zu dem damals sehr stolzen Preis von 6000 Reichsmark erworben. Aus

diesem Vorgehen ist ersichtlich, dass man sich, nachdem es im Herbst 1944 der Roten Armee nicht gelungen war, Ostpreußen einzunehmen, relativ sicher fühlte. Hatte doch im Ersten Weltkrieg, im August 1914, die russische Armee fast die Hälfte Ostpreußens besetzt und stand mit ihren Truppen nahe an der Grenze des Kreises Preußisch Holland. Und dennoch wendete sich für Ostpreußen damals alles zum Guten.



Herdbuch= Gesellschaft

zur Verbesserung des in Ostpreußen
gezüchteten Holländer Rindviehs G. V.

Geschäftsstelle:
Rönigsberg i. Pr.
Handelstraße 2
Fernsprecher Nr. 566 und 567

(20)

Zuchtziel:

Höchste Milchleistung verbunden mit schweren,
edlen Körperformen und starker Konstitution

Obligatorische Tuberkulosefölgung
nach Ostertag seit 1900

Obligatorische Milchleistungskontrolle
200 000 eingetragene Tiere

Jeden Monat
**große
Zuchtviehauktion**
in Rönigsberg i. Pr.
(ca. 150 Bullen
ca. 300 — 500 tragende Kühe und Färsen)

63 Jahre bestand 1945 die Herdbuch-Gesellschaft. Sie hatte sich zur größten Rinderzüchter-Vereinigung Europas mit einem weltweiten Ruf entwickelt. 1944 gehörten ihr mehr als 6 000 Mitglieder an. Diese hohe Zahl an Mitgliedern und dazu analog an Zuchttieren ermöglichte es, jährlich 42 Zuchtviehauktionen zu beschicken. Dort wechselten bis 18 000 weibliche Tiere und 7 000 sprungfähige Bullen den Besitzer. – Heute ist das alles nur noch Legende.

4 200 Kilogramm Milch je Kuh und Jahr wurden in diesem Betrieb vor dem Krieg, als den Kühen entsprechendes Leistungsfutter verabreicht werden konnte, ermolken. Damit lag die Milchleistung erheblich über dem ostpreußischen Durchschnitt von 3 148 Kilogramm. Und das wiederum lag über dem Reichsdurchschnitt. Die Kühe in Polen erbrachten sogar nur ein Drittel der Milchmenge.

Die gewaltige Leistung der ostpreußischen Rinderzüchter kann man nur ermessen, wenn man sich vergegenwärtigt, dass die Ausgangsposition ein Zufallsprodukt von Kuh mit 500 Kilogramm Jahresmilchleistung war. Außerdem hatten die Züchter, wegweisend für andere Zuchtverbände, die Bang'sche Krankheit, das seu-

chenhafte Verkalben der Rinder, in ihren Beständen ausgemerzt. Diese Rinderseuche wird durch den Genuss von Milch auch auf den Menschen übertragen und führt bei diesem zu langwierigen fieberhaften Erkrankungen. – Durch das strikt durchgeführte Tb-Tilgungsverfahren war auch die Tuberkulose in den ostpreußischen Rindviehbeständen ausgelöscht.

Die in diesem Betrieb ermolkene Milch ist fast ausschließlich mit wirtschaftseigenem Futter erzeugt worden. Überseeische Futtermittelquellen bezüglich Soja-schrot und dergleichen waren Deutschland während des Krieges weitgehend verschlossen. – Dieses robuste, tiefrumpfige, milchbetonte Zweinutzungs-rind konnte große Mengen wirtschaftseigenes, ballastreiches Futter verwerten. Im Sommer waren die Kühe, wie in Ostpreußen allgemein üblich, Tag und Nacht auf der Weide. Das tat ihrer Gesundheit gut, und sie wurden dabei optimal mit Futter versorgt. In der Stallhaltungsperiode musste mit den betriebseigenen Futtermitteln ziemlich jongliert werden, damit die Milchleistung der Kühe ausgeschöpft werden konnte. Grundlage der Fütterung waren reichlich vorhandenes Heu, Futterrüben, Zuckerrübenblattsilage, Zuckerrübentrockenschnitzel, ein Abfallprodukt bei der Zuckerherstellung, ansonsten betriebseigener Getreideschrot, ergänzt durch zugekaufte Mühlennachprodukte in Form von Kleie.

Die Einnahmen aus der Milchablieferung beliefen sich auf etwa 50 000 Reichsmark im Jahr. Die ermolkene und zum Verkauf anstehende Milch wurde an die Käserei in Groß Brodsende geliefert. Das waren im Jahresdurchschnitt täglich an die 40 Kannen von der damals üblichen Größe zu je 20 Litern. – Groß Brodsende, bereits im Kreis Stuhm in Westpreußen gelegen, war etwa drei Kilometer entfernt. Man erreichte es über Alt-Dollstädt und musste dann die Sorgebrücke überqueren. Das Milchfahren galt als eine recht angenehme Beschäftigung. Man genehmigte sich dabei gerne „e Schnapsche“, das Glas zum „Dittche“ (Groschen), in dem nahe der Käserei gelegenen Gasthof Tetzlaff. Auf dem Heimweg wurde in etwas unbequemer Stellung auf dem Kutschbock sitzend ein kleines Nickerchen gemacht. Dieses von den Pferden ausnutzend, war ihr vorgelegtes Tempo nicht unwerfend. Der Pferde und des Kutschers Aufgabe nach der Rückkehr auf den Gutshof war es, in der Stallhaltungsperiode an das Rosswerk (Göpel) anzuspinnen und damit den Rübenschneider in Betrieb zu setzen.

Die 30er Jahre brachten das Aus für zahlreiche Molkereien und Käsereien in der Region. In Marienburg wurde ein moderner Milchverarbeitungsbetrieb, die Dauermilchwerke, eingerichtet. Es änderte sich dadurch für die Milchlieferanten einiges. Die Milchkannen mussten jetzt in doppelter Zahl vorhanden sein. Sie wurden, ein einheitliches Fabrikat, gegen eine Leihgebühr vom Werk gestellt. Dieses holte die Milch von Sammelstellen ab. Solches geschah in der warmen Jahreszeit jeweils morgens und abends. Das Milchkannenwaschen wurde vom Werk erledigt. Eine Rücklieferung von Magermilch oder Molke erfolgte nicht, jedoch konnte der Milchlieferant von dort die Butter beziehen.

Der Rindviehstall

Der Rindviehstall war massiv und hatte die beachtliche Länge von 120 Metern. Ein hoher, holzverkleideter Drempel begünstigte die kopflastige Lagerung von Heu und Stroh. In dem 14 Meter breiten Gebäude waren sechs quer laufende Futtertische, an denen zu jeder Seite die Kühe in den Mittellangständen mit Fressgitter angebunden wurden. Für das Jungvieh waren in der durch eine Brandmauer abgeteilten Gebäudehälfte sechs Boxen eingerichtet. Dort konnten sich die Tiere frei bewegen. Die Futtertröge waren hier aus Holz und entsprechend dem wachsenden Mistpolster höhenverstellbar.

Der Viehstall war ausgestattet mit einer großen Futterkammer, in der vor allem Futterrüben gelagert und für den täglichen Bedarf mit einem Rübenschneider geschnitzelt wurden. Eine Hängefutterbahn, die von hier aus zu den einzelnen Futterplätzen führte, erleichterte erheblich den stallinternen Transport der gewichtigen Futterrüben (pro Kuh und Tag bis 40 Kilogramm) und der Rübenblattsilage. – In einem großen Bassin wurde das von der Widderanlage her gepumpte Wasser gesammelt und gelangte über Selbsttränken zu den einzelnen Futterplätzen. Gemolken wurde noch per Hand. Viele Melkermeister standen der Melkmaschine skeptisch gegenüber. Deren Technik war damals auch längst noch nicht ausgereift. Außerdem ließ sich mit dieser nur während der Stallhaltungsperiode arbeiten.



Robuste, formenschöne,
auf Leistung gezüchtete
Zuchteber
sowie tragende u. jüngere **Zuchtsauen**
des deutschen Edelschweines
aus den alten bekannten ostpreussischen Hochruchten.

Ämtliche obligatorische Leistungsprüfung, sodaß Gewähr für Ferkelreichtum, Entwicklungsfreudigkeit usw. geboten. Obligatorische Gesundheitskontrolle aller Hochruchten, obligatorischer Weidegang für sämtliche Auktionsauen. Zuchtschweineauktionen fast allmonatlich in Königsberg zusammen mit denen der Ostpr. Hüll. Herdbach-Gesellschaft Königsberg.

Ostpr. Schweinezüchter - Vereinigung, Königsberg Pr.
Geschäftsstelle: Lange Reihe Nr. 3 (318)

Die Schweinehaltung

Der Schweinehaltung stand als Schweinemeister Wilhelm Gelhaar vor. Er war 1938 nach Powunden gekommen und hatte die Nachfolge des langjährigen Schweinemeisters Mischke angetreten. Wilhehn Gelhaar hatte zwei Söhne. Beide sind 1943 gefallen.

Die Stammherde bestand aus 28 Sauen und zwei Zuchtebern. Von der Nachzucht wurde, soweit erforderlich, der Zuchtsauenbestand ergänzt. Ansonsten wurde die Nachzucht zum Teil als Läufer verkauft, jedoch überwiegend zur Mast aufgestellt und kam als Schlachtschweine auf den Markt. Im Wirtschaftsjahr 1942/43 wurden insgesamt 117 Schweine gemästet. Acht davon waren ausrangierte Zuchtsauen. Im folgenden und letzten abgeschlossenen Wirtschaftsjahr war eine Steigerung auf 153 Mastschweine zu verzeichnen. Die jährlichen Einnahmen aus der Schweinehaltung beliefen sich auf 40000 Reichsmark.

Gehalten wurde reinrassig das deutsche Edelschwein. Es war eine sehr junge Schweinerasse, die offiziell erst 1904 anerkannt worden war. Ostpreußen war die Hochburg dieser Rasse. Es war ein robustes, schnellwüchsiges Tier, das mit 100 bis 110 Kilo Lebendgewicht die Schlachtreife erreichte und bei bester Fleischbeschaffenheit einen im Vergleich mit den anderen Schweinerassen hohen Anteil an Muskelfleisch hatte.

Der Getreidespeicher

Der Speicher war, wie alle Gebäude dieses Betriebes, in baulich gutem Zustand. Er enthielt zwei Kellerräume von etwa 12 x 15 Metern, die als Lagerraum für Kartoffeln dienten. Im Erdgeschoss war die Stellmacherei untergebracht.

Ferner befanden sich im Erdgeschoss eine geräumige Häckselkammer mit eingebautem Gebläse, ein Lagerraum für Koks und Kohlen und ein Lagerraum für Maschinenersatzteile, Fette und Öle. Auf drei darüber liegenden Etagen wurde mittels Körnergebläse das Getreide eingelagert. Auf der ersten Etage befand sich eine Saatreinigungsanlage, in welcher das Saatgetreide eine gründliche Reinigung von Fremdbestandteilen und Aussortierung von Kümmerkorn erfuhr. – Eine Malinowski-Tochter als Hofgängerin hatte einige Jahre den Speicher unter sich. Deren Aufgabe beinhaltete unter anderem die vorgegebene Portionierung und Ausgabe des Kraftfutters an die einzelnen Empfangsberechtigten. Bei den Arbeitspferden empfing jeder Gespannführer täglich die Tagesration, die er dann mit Häcksel in seinem Futterkasten gut vermischte und den Kasten sicher unter Verschluss hielt. Über dem Giebel des Speichers erhob sich ein kleiner Turm. Hier war eine Glocke untergebracht, deren Läuten nicht durch Wohlklang bestach, jedoch weithin klang. Wie in allen landwirtschaftlichen Großbetrieben wurde auch hier mit der Glocke an den Werktagen jeweils morgens und nach der Mittagspause zur Arbeit gerufen. Das „Bimmeln“ fünf Minuten vor Arbeitsbeginn gehörte mit zu den Aufgaben vom Hofmann. – Das mit der Glocke Zur-Arbeit-Rufen war ein Relikt aus der Zeit, als die Bauern noch scharwerken mussten, die ja zum Teil weiter entfernt vom Gutshof wohnten und als der Besitz eines „Seegers“ (Uhr) noch nicht zum Allgemeingut gehörte.

Die Scheunen

Die Scheunen des Betriebes waren im Typ des neueren Baustils, bretterverkleidete, hohe Außenwände und ein flaches Teerpappdach. Die große Hofscheune hatte eine Länge von etwa 60 Metern und überschritt mit 13 Metern Höhe erheblich die sonst übliche Scheunenhöhe. Auf der zum Gutshof liegenden Längsseite befand sich ein Vorbau mit einem fest eingebauten Höhenförderer. Dieser hatte eine Steighöhe von acht Metern und eine beidseitige Auslage von 30 Metern. Durch den Höhenförderer war es möglich, bei geringem Personaleinsatz die große Lagerkapazität des Gebäudes auszunutzen.

Eine kleinere Scheune war dem Kuhstall gegenüber gelegen. In dieser befanden sich einige Jungviehlaufställe. Ferner befand sich in der Feldmark in Richtung Hohendorf eine Scheune. Sie hatte sieben Durchfahrtsnennungen.

Außer den aufgeführten Gebäuden waren noch etliche Nebengebäude (Schmiede,

Maschinenschuppen, Handelsdüngerlager, Geflügelstall und dergleichen) vorhanden. Sämtliche auf dem Gutshof gelegenen größeren Wirtschaftsgebäude und das Herrenhaus hatten Blitzableiter.

Maschinen und Geräte

Der Betrieb war überkomplett mit gut gepflegten Maschinen und Geräten ausgerüstet. Nichts an denen war „verloddert“. Zweckmäßige Neuerungen und Verbesserungen fanden rasch Einzug, dabei jedoch stets den Rahmen der Wirtschaftlichkeit nicht überschreitend. Die Effektivität der Arbeit wurde so erhöht und zugleich viel körperlich schwere Arbeit abgebaut. Während des Krieges stagnierte jedoch die Mechanisierung weitgehend. – Als Sonderheit waren die nachfolgend aufgeführten Anlagen anzusehen:

Die Widderanlage

Die gesamte Wasserversorgung des Gutes, ausschließlich der im Dorf gelegenen Insthäuser, erfolgte durch eine 1930 erbaute Widderanlage. Bei einer Brunnenbohrung war man in 120 Metern Tiefe auf eine artesische Quelle gestoßen. Deren Druck wurde mittels einer Widderanlage ausgenutzt, um das Wasser durch eine 600 Meter lange Leitung in die verschiedenen Wasserbassins zu pumpen. Von dort gelangte es zu den einzelnen Verbrauchsstellen.

Die Kartoffeldämpfanlage

In der Schweinehaltung, speziell bei der Mast, fanden früher in hohem Maße Kartoffeln Verwendung. Sie mussten zur besseren Verwertung durch das Tier gegart werden. Hierzu bediente man sich Kartoffeldämpfern, die eine relativ eng begrenzte Leistung hatten. So mussten dann jeden bzw. jeden zweiten Tag Kartoffeln gedämpft werden. Um diese Arbeit zu erleichtern und den Lagerverlust der Kartoffeln, ob im Keller oder in der Miete, zu vermeiden, hielt die Silierung gekochter Kartoffeln in der Landwirtschaft Einzug. Im allgemeinen fuhren spezielle Kartoffeldämpfanlagen von Betrieb zu Betrieb, die das Kartoffeldämpfen übernahmen. Adlig-Powunden verfügte über eine eigene fahrbare Kartoffeldämpfanlage. Sie war von der Firma Gotthard & Kühne, bestehend aus einem Kessel und drei Behältern, die je drei Doppelzentner Kartoffeln fassten. Mit dem Kessel wurde Dampf erzeugt, der, in die einzelnen Behälter geleitet, dort die Kartoffeln garte. Zu der Anlage gehörten noch eine Kartoffelwäsche und ein Kartoffelförderer. – Für die gegarten Kartoffeln war ein 100 Kubikmeter fassendes massives Silo vorhanden und ein Behelfssilo, eine mit Brettern präparierte Erdgrube von 25

Kubikmetern. Dieser 125 Kubikmeter große Siloraum fasste den Kartoffelertrag von sechs Hektaren. Die darin eingelagerten festgetretenen Kartoffeln machten eine Milchsäuregärung durch und waren für die Schweine sehr bekömmlich.

Das Herrenhaus

Dieses ist besonders erwähnenswert, da es sich um einen sehr geschmackvollen, harmonischen Spätbarockbau aus dem Jahre 1790 handelt. Es war repräsentativ und von äußerst solider Bausubstanz. 1912 wurde das Gebäude völlig durchrenoviert und mit einer Zentralheizung ausgestattet. Im Erd- und Obergeschoss waren je eine große Halle und zehn bzw. elf Zimmer. Die Fenster waren, wie in Ostpreußen allgemein üblich, als Doppelfenster ausgeführt und hatten zusätzlich Innenfensterläden. 1890 war an den südwestlichen Giebel ein einstöckiger Küchentrakt angebaut worden. Hier befanden sich auch die Wohnräume für das Hauspersonal. Dieser Anbau, ein reiner Zweckbau, passte in keiner Weise zu dem stilvollen Herrenhaus. Er war jedoch, sowohl von der Vorderfront als auch von der zum Park weisenden Front, so weit zurückgesetzt, dass er optisch nicht störte. – Alles in allem hatte das Gebäude Ausmaße, bei denen die Hausfrau allein auf verlorenem Posten gestanden hätte. Um dort gemütlich wohnen zu können, war entsprechendes Hauspersonal unabdingbar. Gegenüber dem Herrenhaus befand sich das „Neue Haus“. Es war 1923 über dem relativ tiefliegenden Kreuzgewölbekeller des einstigen Herrenhauses erbaut worden. Sechs Zimmer für die verschiedentlich vorübergehenden Nutzungen und zwei Autogaragen befanden sich in dem Gebäude.

Die Gutsverwaltung

Der Oberinspektor Leo Sachße, ein Vollblutlandwirt mit exzellentem fachlichen Wissen, hatte seinen Bereich bestens im Griff, gut organisiert und führte ihn straff. Er konnte recht jähzornig sein, war andererseits aber sehr einfühlsam und verständnisvoll. Von der Arbeiterschaft wurde er geschätzt und respektiert. Als ein sehr gutes Gespann galten er und der alte Hofmann Rahn. Zwischen dem in seinem Wesen etwas distanzierten Gutsbesitzer und seinem in keiner Weise devoten Oberinspektor bestand ein Vertrauensverhältnis, das auf gegenseitigem Respekt basierte. Die Spitzenposition, die der Gutsbetrieb Adlig-Powunden einnahm, beruhte auf dem wirtschaftlichen Erfolg von Leo Sachße und dem haushälterischen Walten zu Gunsten des Betriebes durch den Besitzer. – Und die Arbeiterschaft sonnte sich im Glanz dieses Betriebes, den man mit dem schmückenden Beiwort „Mustergut“ bezeichnen konnte, hob dieses doch gleichsam ihr Selbstwertgefühl.

Leo Sachße wurde 1897 geboren. Auf dem elterlichen Gut in Pieckel aufgewachsen, nahm er als Freiwilliger am Ersten Weltkrieg teil. Die Flächen des el-

terlichen Betriebes, die nahe der Weichsel und Nogat gelegen waren, wurden für Deichsicherungsmaßnahmen benötigt. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg kaufte daher der Staat das Anwesen auf. Da der Vater von Leo Sachße plötzlich verstarb, wurde der Erlös aus dem Grundstücksverkauf nicht zum Ankauf eines anderen landwirtschaftlichen Anwesens verwendet, sondern der Bank anvertraut und Kriegsanleihen gezeichnet. Der verlorene Krieg und die nachfolgende Inflation ließen das Geld zu nichts zerrinnen. – Leo Sachße war nach der Rückkehr aus dem Krieg einige Zeit als landwirtschaftlicher Eleve tätig. Am 15. Februar 1925 übernahm er in Adlig-Powunden als Oberinspektor die Führung des Betriebes. Der eingefleischte Junggeselle und an Jahren reife Leo Sachße konnte auf die Dauer nicht den Reizen der hübschen und unkomplizierten Rendantin (Gutssekretärin) Hildegard Nerger widerstehen, die am 1. November 1937 ihr Amt in Adlig-Powunden übernahm. Dieses geschah allerdings nach der Devise „Gut Ding will Weile haben“. Am 5. September 1942 gaben sie sich das Jawort.

Hildegard Nerger war in Neulanghorst, Kreis Elbing, gebürtig. Ihr Vater bewirtschaftete dort eine Domäne von 1000 Hektar. Sie erlernte die landwirtschaftliche Buchführung. Auch als Frau Sachße versah sie in Adlig-Powunden die Buchführung. Erst als sich für 1945 das zweite Kind angemeldet hatte, gedachte sie, aus dem Berufsleben auszuschneiden. Die vorgesehene Nachfolgerin, ein Fräulein Riediger, stellte sich am 14. Januar 1945 vor. Doch schon eine Woche später gab es den Rendantenposten nicht mehr, gab es kein gut florierendes Adlig-Powunden mehr. Leo Sachße und Hildegard Nerger hatten als Unverheiratete ihr möbliertes Wohngemach im Ostgiebel des Gutshauses. Beide waren mehr oder weniger in die Familie des Gutsbesitzers eingebunden. Nach ihrer Heirat bezogen sie eine Wohnung in dem 1937 erbauten Haus, dem so genannten „Torhaus“ (Lageplan Nr. 4). Hier befanden sich zwei Wohnungen und zwei Büroräume. Die eine Wohnung bewohnte der Gärtner Richard Mix mit seiner Familie. In der anderen hatte die Familie Horn gewohnt. Herr Horn, inzwischen zum Militärdienst eingezogen, war zweiter Inspektor gewesen.

Leo Sachße wurde im Zweiten Weltkrieg nicht zum Militärdienst einberufen. Seine Aufgabe war es, als fachlich kompetente Führungskraft auf dem Adlig-Powunder Gut dazu beizutragen, dass die „Kriegserzeugungsschlacht“ erfolgreich verlief. Durch sie sollte die Ernährung des deutschen Volkes auf eigener Scholle sichergestellt werden. Wie die meisten Ostpreußen war Leo Sachße Patriot, kein säbelrasselnder und kriegslüsterner, sondern einer, der zum Wohl des eigenen Volkes beitragen wollte. Und die Erzeugung der landwirtschaftlichen Produkte konnte auch er während des Krieges, trotz einiger Erschwernisse, zum Teil noch steigern. Die deutschen waffenfähigen Männer waren im Laufe des Krieges fast sämtlich zum Militärdienst einberufen worden. Doch für sie als Arbeitsersatz standen ausreichend Kriegsgefangene und Fremdarbeiter zur Verfügung. In der Getreideernte wurde auch verschiedentlich zur Mithilfe der männliche Arbeitsdienst (eine vormilitärische Formation) eingesetzt. Diese Männer logierten dann



Etwa 1937: Oberinspektor Leo Sachße in der allgemein üblichen Kleidung seiner Berufssparte, langschäftige Ledertiefel und Stiefelhosen.



Die Gutssekretärin Frau Hildegard Sachße

in Adlig-Powunden im „Neuen Haus“. Das Gebäude war übrigens auch der Logierort für den Milchkontrolleur, für vorübergehend in Adlig-Powunden tätige Handwerker und dergleichen. Ab Herbst 1944 hatte dieses Haus ständig Gäste, war es zum Flüchtlingsdomizil geworden. – Adlig-Powunden, ein Vorzeigeobjekt, war für die verschiedensten Interessenten eine Reise wert. Aus diesen Besuchern ragten unter anderem besonders Gauleiter Erich Koch und Marion Gräfin Dönhoff, die „rote Gräfin“, wie sie auch genannt wurde, hervor.

Im Laufe des Krieges war die Belegschaft eines landwirtschaftlichen Großbetriebes multinational geworden, wobei die deutschen Arbeitskräfte die Minderheit darstellten. Nach dem Polen-Feldzug kamen polnische Kriegsgefangene in der Landwirtschaft zum Einsatz, auch polnische Mädchen als mehr oder weniger freie Arbeitskräfte. Dann folgten französische Kriegsgefangene. Diese genossen bald großzügige Freiheiten und waren nur noch dem Status nach Kriegsgefangene. In Adlig-Powunden waren sie als Treckerfahrer, Gespannführer, Gärtner und Koch im Einsatz. (Es waren etwa 70 Fremdarbeiter täglich zu beköstigen.) Außer sowjetischen Kriegsgefangenen fanden sich auch Weißrussen ein. Sie kamen mit ihren Fahrzeugen, gezogen von Panjepferdchen. Hinter dem Kuhstall wurde eine Baracke aufgestellt, die dann zu deren Domizil wurde. – Nachdem Italien sich während des Krieges vom deutschen Verbündeten zum Gegner gewandelt hatte, trafen auch einige italienische Kriegsgefangene ein. Doch die waren wohl nicht „das Gelbe vom Ei“ und gerne trennte man sich von ihnen.

Das allgemein gute Verhältnis der ostpreußischen Landbevölkerung zu den Fremdarbeitern und Kriegsgefangenen wird dadurch dokumentiert, dass diese – Weißrussen, Polen, Franzosen – mit den Landesbewohnern auf die Flucht gingen. (In Adlig-Powunden waren es neun Franzosen, 17 Polen, männlich und weiblich, sowie 14 Weißrussen.)

Frau Sachße, ihre kleine Tochter bei sich, und Frau Mix mit ihren Kleinkindern hatten gemeinsam für die Flucht einen mit zwei Pferden bespannten Landauer (Kutschwagen) zur Verfügung. Der Abschied von ihrem Mann wurde für Frau Sachße ein endgültiger, als sie am 21. Januar 1945 gegen 23 Uhr mit dem Gros des Gutstrecks Adlig-Powunden verließ. Sechs Wochen dauerte die Odyssee der Flucht von Frau Sachße.

Die Mitarbeiter

Wie auf allen gut geführten landwirtschaftlichen Großbetrieben, auf denen das Umfeld und das Betriebsklima stimmten, war auch in Adlig-Powunden ein Arbeiterstamm vorhanden, der dort schon seit Generationen ansässig und untereinander verschwägert war. Diese Mitarbeiter wussten sehr wohl, dass es auch eine Welt rund um Powunden gab. Doch sie hatten eine gewisse innere Bindung zu dem

Gut, fühlten sich in dieser Lebensgemeinschaft eingebunden und waren am wirtschaftlichen Gedeihen des Betriebes aufrichtig interessiert. Ansonsten, ob rot oder braun, wurde jeder, eingedenk der preußischen Devise, nach seiner Fassung selig – aber solches außerhalb des Arbeitsplatzes.

Emil Ehrlichmann, besser Genosse Ehrlichmann, betonte seine Gesinnung durch das Tragen einer Ballonmütze à la Lenin. Andere zog es, angetan mit brauner Kluft, zum SA-Dienst bei der SA-Sturmeinheit in Alt-Dollstädt.

Wie sie wohnten und lebten

Die Wohnhäuser waren alle massiv und in einem baulich guten Zustand. Mindestens zwei Zimmer und Küche gehörten zu einer Wohnung. Dazu kamen noch eine „Lucht“ (Dachboden) und ein Keller. Bad und Inntoilette waren allerdings, wie damals allgemein ländlich üblich, nicht vorhanden. Auch eine Wasserleitung fehlte. Das Wasser musste in Eimern von einer im Dorf gelegenen Gemeinschaftspumpe geholt werden. Und das war schon beschwerlich. Es wurde daher mit dem Nass haushälterisch umgegangen. Man „verplemperte“ es nicht unnötig. Im Nebeneffekt war die Wasserpumpe Ort der Kommunikation. Die Frauen machten davon gerne und ausgiebig Gebrauch. Das fand allerdings nicht immer das Verständnis und Wohlgefallen ihrer Ehemänner.

Zu jeder Wohnung gehörte auch ein Stall in einem separaten Gebäude. Er bot Raum für zwei Schweineboxen, für Geflügel und für eine Kuh. Ferner war dort eine Klosetanlage, ein Plumpsklo. Die bretterverkleideten Häuschen mit dem Herz in der Tür gab es in Adlig-Powunden nicht. – Auf dem Stallboden war Stauraum für zwei Fuder Halmgut (Heu und Stroh). Wohnung und Stall als ein Teil des Deputats waren mietfrei. Das Deputat beinhaltete ferner folgende Sachleistungen: 20 Doppelzentner Getreide, 30 Doppelzentner Futterrüben, 25 Doppelzentner Heu, 25 Doppelzentner Stroh und Spreu, 3333 Quadratmeter Kartoffelland, 88 Quadratmeter Gartenland, 7500 Quadratmeter Kuhweide und 14 Festmeter Brennholz. Die Deputatleistungen konnten von Betrieb zu Betrieb variieren. Dazu kam das Deputat der Scharwerker, auch Hofgänger genannt. Es betrug beim Getreide 7 Doppelzentner. – In etlichen Haushalten waren zwei Scharwerker. Die Haushalte verfügten jährlich somit über 34 Doppelzentner Getreide, etwa den Körnerertrag von einem Hektar Ackerland.

Zu dem auf ein Jahr bezogenen Deputat kam ein monatlicher Barlohn von 40 Reichsmark. Dieser Betrag konnte erhöht werden durch Umwandlung von Deputat in Bargeld. Jedoch effektiv geschah dieses durch eigene Tierhaltung. So betrieb dann jeder Instmann – auch Deputant genannt – nebenbei eine private Viehwirtschaft, die bei dem einen mehr, bei dem anderen weniger intensiv ausgeprägt war und dementsprechend klingende Münze abwarf. Mindestens zwei

Schweine für den Eigenbedarf standen in jedem Stall. Etwa ab November begann man die inzwischen leeren Schmalztöpfe und Pökelfässer wieder zu füllen. Dann war landauf, landab die Zeit der Hausschlachtungen. – In Powunden „murkste“ jeder Schweinehalter mit mehr oder weniger Geschick sein Mastprodukt selbst ab. Doch einmal, das „tote“ Schwein lag im Brühtrog und kochend heißes Brühwasser wurde über dieses geschüttet, spielte es plötzlich nicht mehr länger mit. Es sprang zum Schrecken aller Beteiligten aus dem Brühtrog. Der Wille allein konnte den gehabten Blutverlust nicht ersetzen. Nach einem kurzen Spurt war es dann wirklich tot. – An der schräg an die Hauswand angelehnten Leiter hing das von Borsten befreite und ausgenommene Schwein, rosig, prall und volle Schmalztöpfe versprechend. Fleischbeschauer Teschner aus Alt-Dollstädt trat vor der Verarbeitung des Schlachtkörpers in Aktion und untersuchte diesen mikroskopisch auf Trichinen. Dass er anschließend statt des runden Stempels von dem Dreieckstempel Gebrauch machen musste und das Fleisch wegen Trichinenbefall nicht freigeben konnte, war in seiner Praxis nie vorgekommen. 2,04 Reichsmark Fleischbeschaugebühr kassierte er und bekam natürlich noch einen Korn eingeschenkt. - Dann begann das Fleischzerlegen, das Fettauslassen und das Wurstmachen, und die „Nabersche half dichtich“ mit. Nach alten überlieferten Rezepten wurde unter Verwendung von viel „Meiran“ (Majoran) die ostpreußische Kochwurst hergestellt, unverkennbar im Geschmack und sehr bekömmlich. – Und jetzt konnte die Hausfrau auch wieder ihren Mannsleuten zum Abendbrot, das typisch ostpreußisch aus Milchsuppe und Bratkartoffeln bestand, zusätzlich ein Stück Sülze zukommen lassen.

Die meisten der Deputanten machten von der Kuhhaltung Gebrauch. Die Zahl der Leutekühe lag somit bei etwa zwölf. Auf einer entsprechenden Weide, die dem Gutshof nahe lag, wurden die Kühe während der Weideperiode gehalten. Für die Kühe ideal, für die Kuhbesitzerfrauen war der täglich zweimalige Anmarsch zum Melken eine zusätzliche, zeitaufwändige Belastung.

Ein Dorf hatte einst einen relativ engen Lebenskreis. Eingebunden in den Wechsel der Jahreszeiten, war es ansonsten erlebnisarm, besonders wenn es in diesem weder eine Kirche noch irgend eine Lokalität gab. Begräbnisse, aber besonders Hochzeiten, boten dort eine willkommene Abwechslung, die gerne wahrgenommen wurde. Hunger und Durst kamen da immer zu ihrem Recht, auch bei den Durstgeplagten, die Wasser nur in gebrannter Form liebten. Ja, man feierte damals recht ausgiebig und intensiv. Und das rhythmische M-tata, M-tata der Musik lockte zum Tanz.

Der allgemeine Treffpunkt der Jugendlichen nach Feierabend, gleichsam zum Ausklang des Tages, war die im Dorf gelegene Pumpe. Diese Feierabendstunden waren knapp bemessen, denn Arbeitsschluss in der Sommerzeit war um 19 Uhr. Und am nächsten Morgen um 7 Uhr begann wieder ein langer Arbeitstag. Für diejenigen, die Gespannführer waren, begann er sogar schon zwei Stunden früher.

– Als sich „Genosse“ Ehrlichmann als erster im Dorf ein Radio, einen „Volks-empfänger“, angeschafft hatte – schwarz lackiertes Holzgehäuse und vor dem Lautsprecher Stoffbespannung –, war das für einige Zeit eine Attraktion. – An schönen Abenden saß Emil, der Unterschweizer von Hochfeld, im Fenster seines im Obergeschoss gelegenen Zimmers und spielte dort gekonnt virtuos auf dem Schifferklavier. Die Melodien klangen durch das Dorf und lockten die Jugendlichen herbei. Wenn die Mittsommertage verglühten, diese sonderbaren Tage, an denen es eigentlich gar nicht richtig Nacht wurde und die Natur scheinbar keine Ruhe brauchte, spielte Emil so aus der „Lamäng“ (Stegreif) zum Tanz auf. Der unbefestigte Hofplatz ersetzte das Tanzparkett für den Schlorrenwalzer. Sie „schwoften“ in praller Lebensfreude und die „Mächen“ mit schwingenden Hüften und fröhlich hüpfendem Busen.

Verschiedenes

Im Frühjahr 1937 ereignete sich in Adlig-Powunden ein tragischer Unfall, der den Tod des jungen, verheirateten Mitarbeiters Adolf Spitzlei zur Folge hatte.

Es war bei Rübenpflgearbeiten, die mit der Hackmaschine durchgeführt wurden. Dieses Gerät hatte die Breite einer Drillmaschine. Es war mit so genannten Gänsefußscharen zur Bodenlockerung und sich drehenden Scheiben zum Schutz der jungen Rübenpflanzen ausgerüstet. Ein Mann steuerte die Hackmaschine, die mit zwei Pferden bespannt war, welche ein Junge, der auf dem linken Pferd ritt, lenkte. Als Adolf Spitzlei dem gerade schulentlassenen Jungen auf das Pferd half, scheute das Handpferd und riss die Hackmaschine mit sich, wodurch Adolf Spitzlei zu Fall kam. Nachdem der Junge endlich des scheuenden Pferdes Herr geworden war, hatte der Verunglückte bereits unter der Maschine durch die Schare und rotierenden Scheiben den Tod gefunden.

* * *

Der Kutscher Gustav Rahn ging in seiner Arbeit vollkommen auf. Er fühlte sich für die ihm anvertrauten Tiere weit über seine Pflicht hinaus verantwortlich.

Der Zuchthengst hatte schwere Kolik, eine Krankheit, die bei Pferden nicht selten ist und sich im Verdauungstrakt abspielt. Die ganze Nacht wachte Gustav Rahn bei dem kranken Tier, das vor Schmerzen keine Ruhe fand. Den Tierarzt nahm man damals nicht so rasch in Anspruch, genauso wie man die Humanmediziner nur in den allerdringendsten Fällen aufsuchte. Man vertraute auf die alten, seit Generationen bewährten Hausmittel und auf die heilende Kraft der Natur. – Als dem Hengst in den Morgenstunden Winde abgingen, die dem Kutscher fast die Mütze vom Kopf wehten, strahlte dieser über das ganze Gesicht und meinte: „Wo solche Winde wehen, braucht man keinen Tierarzt mehr.“

*Die Hochzeit von Franz Seidler aus Rossitten mit Emma Hübner
1931 oder 1932 in Powunden*



Obere Bildreihe links beginnend

- | | | | | | |
|----|-----------------------------|---------------|----|--|---|
| 1 | ? | ? | 17 | ? | ? |
| 2 | ? | ? | 18 | ? | ? |
| 3 | <i>Doratheia Hübner</i> | | 19 | ? | ? |
| 4 | <i>Gustav Hübner</i> | | 20 | <i>Grete Hochfeld</i> | |
| 5 | <i>Wilhelmine Tolkemitt</i> | | 21 | <i>Gustav Seidler</i> | |
| 6 | <i>Karl Tolkemitt</i> | | 22 | <i>Karl Hübner (Brautvater)</i> | |
| 7 | <i>Martha Rahn</i> | | 23 | <i>Käte Hübner (Brautmutter)</i> | |
| 8 | <i>Fritz Hübner</i> | | 24 | <i>Emma Hübner (Braut)</i> | |
| 9 | <i>LieseI Seidler</i> | | 25 | <i>Franz Seidler (Bräutigam)</i> | |
| 10 | <i>Fritz Seidler</i> | | 26 | <i>Dorothe Seidler</i>
<i>(Mutter des Bräutigams)</i> | |
| 11 | ? | ? | 27 | <i>Auguste Kühnapfel</i> | |
| 12 | ? | ? | 28 | <i>Paul Kühnapfel</i> | |
| 13 | ? | <i>Riemer</i> | 29 | <i>Emma Tolkemitt</i> | |
| 14 | ? | <i>Riemer</i> | 30 | <i>Ernst Hübner</i> | |
| 15 | ? | ? | | | |
| 16 | ? | ? | | | |

*Die Hochzeit von Adolf Spitzlei mit Berta Hochfeld
1936 in Powunden*



Obere Bildreihe links beginnend

- | | | | |
|----|-------------------------------|----|--------------------------|
| 1 | <i>Grete Malinowski</i> | 22 | <i>Bruder u. Frau zu</i> |
| 2 | <i>Else Schwede</i> | 23 | <i>Emilie Hochfeld</i> |
| 3 | <i>Willi Schwede</i> | 24 | <i>Karl Hochfeld</i> |
| 4 | <i>Berta Schwede</i> | 25 | <i>Emile Hochfeld</i> |
| 5 | <i>Paul Schwede</i> | 26 | <i>Berta Spitzlei</i> |
| 6 | <i>Tochter zu 4+5</i> | 27 | <i>Adolf Spitzlei</i> |
| 7 | <i>Else Hargus</i> | 28 | <i>Adolf Spitzlei</i> |
| 8 | ? ? | 29 | <i>Hermann Spitzlei</i> |
| 9 | ? ? | 30 | <i>? Spitzlei</i> |
| 10 | <i>Tochter von Fritz Rahn</i> | 31 | <i>Tochter von 28+30</i> |
| 11 | <i>Tochter von Fritz Rahn</i> | 32 | <i>Grete Thiel</i> |
| 12 | <i>Liesbeth Amling</i> | 33 | <i>Erna Rinder</i> |
| 13 | <i>Artur Amling</i> | 34 | <i>Grete Rinder</i> |
| 14 | <i>Wilhelm Rinder</i> | 35 | <i>Ulla Amling</i> |
| 15 | <i>Kind zu 14+16</i> | 36 | <i>Christel Schwede</i> |
| 16 | <i>Anna Rinder</i> | 37 | <i>Herbert Thiel</i> |
| 17 | <i>Heinrich Thiel</i> | 38 | <i>Ella Schwede</i> |
| 18 | <i>Lene Thiel</i> | 39 | ? ? |
| 19 | ? ? | 40 | ? ? |
| 20 | <i>Fritz Rahn</i> | 41 | ? ? |
| 21 | <i>Musikant</i> | | |



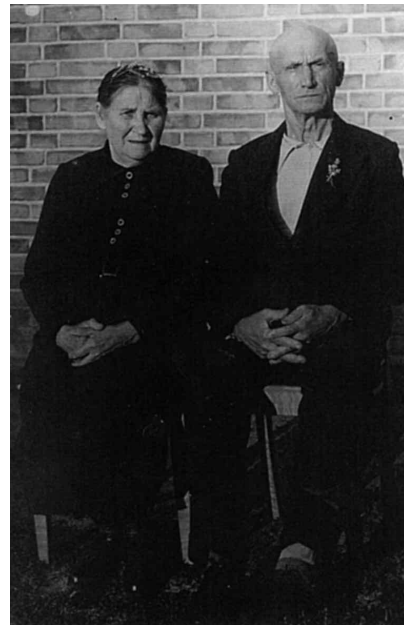
*Herta Schwede, Ehefrau
von Paul Schwede*



*Der „Ober“ Karl Hochfeld (r. auf dem Bild) mit seiner
fünf Hilfskräfte zählenden Mannschaft beim Nachmit-
tagsmelken auf Adlig-Powunden*



*Die Malinowskis: Sohn Oskar, Vater August,
Sohn Willi*



*Goldene Hochzeit von Karl und
Amalie Hochfeld in Steimke bei
Nienburg*

Er war ein freundlicher und umgänglicher Mensch, der Paul Schwede. Und ein Mann für alle Fälle, wenn es Probleme an Motoren und Elektrogeräten gab. Seine gehobene Position kam aber durch das Chef-Chauffeur-Sein zum Ausdruck. Allerdings durfte der Chef ihm da nicht reinreden.

Es war auf der Heimfahrt von der seit 1920 alljährlich in Königsberg stattfindenden Ostmesse. Im Fond des Opel Admiral saßen der Chef mit seiner Frau und die Redantin Fräulein Nerger. Dem Chef ging die Fahrt nicht rasch genug. „Paule, geht’s nicht schneller“, wollte er diesen anspornen. Doch der fuhr unbeeindruckt, so wie er es bei dem Straßenzustand verantworten konnte, weiter. Wieder das „Paule, geht’s nicht schneller“. Paule kochte innerlich. Nach geraumer Zeit wieder vom Chef das befehlende „Paule, geht’s nicht schneller“. „Kujnieren“ (schikanieren) ließ dieser sich „von kenem nich“. In der Nähe war eine Bahnstation. Paul Schwede fuhr dort hin, stieg aus und machte dem Chef unmissverständlich klar, dass er unter den Umständen nicht gedachte, den Wagen weiter zu steuern. Er würde mit dem Zug nach Hause fahren. Es waren einige Überredungskünste notwendig, ehe Paul Schwede sich wieder ans Steuer setzte. Über das „Paule, geht’s nicht schneller“ brauchte er sich fortan nicht mehr zu ärgern. Im Grunde wusste der Chef, dass Paul Schwede ein verantwortungsbewusster Chauffeur war. Jedenfalls waren die Grenzen klar abgesteckt und das gute Einvernehmen zwischen Chef und Chauffeur blieb bestehen.

* * *

Kurt Bochert, militärisch geprägt, war ein Verfechter kompromissloser Pünktlichkeit. Wurde z. B. eine Fahrt zu einer Uhrzeit vereinbart, fuhr das Fahrzeug auch gleichsam sekundenpünktlich ab. Selbst der Chefin konnte es passieren, dass sie das Gefährt nur noch entschwinden sah.

Die Familie Jonzeck

Eduard Jonzeck war kein Alteingesessener, sondern in Grünfelde, Kreis Stuhm, geboren. Er arbeitete als Schmied auf der Schichau-Werft in Elbing. Anfang der 20er Jahre, als die Wirtschaft nicht florierte und für die ins Bodenlose entwertete Mark kaum etwas zu erstehen war, übernahm er in Adlig-Powunden den Posten als Gutsschmied. Das auf dieser Stelle gebotene Deputat enthob ihn der Sorge um die Ernährung der Familie. – Gewiss, alle in der Landwirtschaft Tätigen waren weiß Gott keine Großverdiener, sie kannten aber auch keine drückende Armut.

Wenn in den 30er Jahren die in den Ruhrpott Abgewanderten zu Besuch kamen, renommierten sie gerne mit dem höheren Stundenlohn und der kürzeren Arbeitszeit. Sie verschwiegen aber, dass sie bei ihrer „Maloche“ oft Sehnsucht nach dem frischen Geruch umbrochener Erde, nach dem Duft des reifen Korns hatten. Und in Gedanken sahen sie die stille Dorfstraße vor sich, die im Mai mit den blass-

blauen, schwer duftenden Blüten des Flieders und des weißen Jasmins geschmückt war. Und war das mit ihrer „Knete“ wirklich so umwerfend? Dankbar ließen sie sich zum Abschied die „Lischk“ mit Nahrhaftem füllen.

Als Handwerker brauchte Eduard Jonzeck dem Gut keine Scharwerker (Hofgänger) stellen. Seine fünf Töchter Martha, Ella, Gerda, Käthe und Ruth konnten daher Berufe erlernen. Dass Martha und Ruth dafür Elbing gewählt hatten, wurde für sie zum Verhängnis. Dort fielen sie und andere Frauen 1945, als die Rotarmisten die Stadt erobert hatten, diesen in die Hände und waren deren „Frau komm“ ausgeliefert. Am bitterkalten 15. Februar 1945 wurden die ausgeplünderten, mangelhaft bekleideten und hungrigen Frauen in einem Gewaltmarsch nach Preußisch Holland getrieben. Nach geraumer Zeit transportierte man sie von hier in zum Teil offenen Lkws einige 100 Kilometer quer durch das winterliche Ostpreußen nach Insterburg. 13 bis 70 Jahre waren sie alt, die dort in Güterwagen gepfercht wurden. Drei Wochen dauerte die Fahrt der Deportierten in qualvoller Enge, schlimmer als Vieh zusammengepfertcht im kalten Waggon, schier unerträglicher Geruch von Menschenausdünstungen, zugefroren das Loch im Wagen, das als Toilette diente und ständig der quälende Hunger. Für die von Hunger geplagten, verlausten und verdreckten Geschöpfe, die die Zugfahrt überstanden hatten, hieß es dann „Dawai, dawai, bystro, bystreje“ (los, los, schnell, schneller) im tiefen Sibirien beim Bahnbau, beim Holzfällen im Wald, im dunklen Stollen des Bergwerks. Zwei Jahre dauerte für die Jonzeck-Töchter das Martyrium, ehe sie wieder die Freiheit erlangten. Narben an Körper und Seele blieben.

Für viele der Heimkehrer tauchte die Frage auf „Wo willst hin? Hast wen?“ In die Wärme und Geborgenheit ihrer ostpreußischen Heimat konnten sie nicht mehr zurück. Doch die Jonzeck-Töchter „hatten wen“. Schwester Käthe, die in Powunden einen dort einquartierten Soldaten aus Westdeutschland kennengelernt und geheiratet hatte, wurde für die Familie Jonzeck zur Anlaufstelle. Dort haben auch Eduard Jonzeck und seine Frau ihren Lebensabend verbracht.

Frau Jonzeck verstarb am 10. Dezember 1978 kurz vor Vollendung ihres 95. Lebensjahres. 14 Tage später, am Heiligen Abend, folgte ihr Mann ihr . . .

Die Opfer des Zweiten Weltkrieges

Die Aufstellung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

? Gabelt	gefallen 1941
Otto Hübner	gefallen 1942
Gustav Gehlhaar	gefallen 1943
August Gehlhaar	gefallen 1943
Erich Kroh	gefallen ?

Paul Kroh	gefallen ?
Hans Wichmann	vermisst 1944
Leo Sachße	vermisst 1945
Fritz Pörschke	vermisst 1945
Gustav Kroh	vermisst 1945
Otto Schulz	vermisst 1945
Hans Friedrich	vermisst 1945
Fritz Rahn	vermisst 1945
Gustav Reimann	vermisst 1945
Karl Magendanz	vermisst 1945
Rudolf Hübner	vermisst 1945
Elli Schwede	vermisst 1945

Bocherts und andere Kinder

Sie lebten nicht im goldenen Käfig, isoliert von den Dorfkindern, die Bochert-Sprösslinge, sondern waren in der großen Kinderschar „mittenmang“. Allerdings spielte sich das Zusammensein, außer während des Unterrichts in der Powunder Schule, überwiegend auf dem Gutshof ab. Hier bot das Umfeld besonders vielschichtige Anregungen für kreatives Spielen – und verleitete allerdings auch zu allerlei Unfug.

Stand doch im Gutspark nahe dem Pavillon eine wunderbar gewachsene Blautanne, ein Solitärbaum mit bis zur Erde reichenden Ästen. Ideal die Äste für einen zünftigen Wigwam. Und sie schritten zur Tat. Der Wigwam war prächtig, die Tanne unten herum allerdings ziemlich ruppig. „Doch mit des Geschickes Mächten . . .“ Der Chef und Vater nahte. „In einer Reihe aufstellen! Rumpf vorwärts beugt!“ Auf jede Kehrseite klatschte die Reitgerte ein Mal nieder. Bevorzugt wurde Sohn Dieter – er empfing sie zwei Mal.

Eine zünftige Rothaut raucht die Friedenspfeife. Um unliebsamen Störern zu entgehen, stieg man in einen trockenen Brunnenschacht. Von dem väterlichen Tabak zu stibitzen, war keinem gelungen. Was macht's, man bediente sich halt einer Wald-und-Wiesen-Mischung. Bald stieg aus dem Brunnenschacht ein beißender Rauch, ärger als aus einer Flunderräucherei. Unten setzte ein vielstimmiger, einander überbietender Husten ein. Damit nicht genug, die Abwehrreaktion des Körpers entlud sich auch nach rückwärts. Sehr kleinlaut und sich eines breitbeinigen Ganges bedienend, strebten sie heimwärts.

Das Telefon bimmelte. „Mein lieber Schwiegersohn, ich muss dir die betrübliche Mitteilung machen, dass mein Gewächshaus ohne Dach ist. Und wem hab ich das zu verdanken? Den Adlig-Powunder Bengels, vorab deinem Herrn Sohn!“ Der Worte zwischen Vater und Sohn wurden nicht viele gewechselt. Die anderen Be-

teiligten – mit von der Partie waren unter anderem immer Walter Wichmann und Gustav Rahn – nicht anwesend, empfing der Sohn den Lohn aller, denn schließlich ist jede Arbeit ihres Lohnes wert.

Wenn zum Feierabend die Gespanne heimkehrten, war das größte Vergnügen der Jungs, mit den Pferden in die Schwemme im Hausteich zu reiten. Die Gespannführer bedachten mit dieser Aufgabe zuerst ihre Sprösslinge. Bochert-Junior hatte so manches Mal das Nachsehen. Wenn die Luft rein war, Chef und Oberinspektor nicht zu erwarten waren, wurde allzu gern mit den müden Ackergäulen ein Wettreiten veranstaltet.

Selbstredend ging es den Bochert-Kindern in vieler Hinsicht besser als den Arbeiterkindern. Und wenn ihre Eltern jammerten, so jammerten sie doch auf einem hohen Niveau. – Über ihre Verhältnisse lebte die Besitzerfamilie in keiner Weise, weder durch Reisen noch durch große gesellschaftliche Festlichkeiten. Die im Winter abgehaltenen Treibjagden mit dem anschließenden Schüsseltreiben, an dem auch die holde Weiblichkeit teilnahm, waren willkommene Abwechslung ohne ausufernde Gelage. Ein großes gesellschaftliches Ereignis stellte der „Bullenball“ dar, das Treffen der ostpreußischen Rinderzüchter mit ihren Frauen in der Königsberger Stadthalle. Bei dieser Gelegenheit trafen sich auch die 10. Dragoner, bei denen der Kriegsfreiwillige Kurt Bochert 1914 eingerückt war. Genauer gesagt, trafen sich diejenigen des Traditionsregimentes, die der Erste Weltkrieg übrig gelassen hatte. – Ein weiteres großes Ereignis stellte die Grüne Woche in Berlin dar. Damals war diese Ausstellung ein wirkliches Spiegelbild der deutschen Landwirtschaft. Inzwischen ist die von den Berlinern für die Grüne Woche geprägte Bezeichnung „Fressa“ zutreffender, denn sie ist zu einer internationalen Lebensmittelausstellung geworden.

Das Bochert'sche Elternhaus ließ bei seinen Kindern die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Realitätsbezogen hieß es: „Ohne Fleiß kein Preis.“ Als die Rosemarie ihr Taschengeld erhöht haben wollte, wurde ihr Gelegenheit gegeben, dieses durch Rübenhacken zu realisieren. – Rosemarie, mit Ruth Jonzeck befreundet, ließ sich zu gerne von deren Mutter mit Zuckerkringeln verwöhnen. Einmal in der Woche erschien der Königsblumenauer Bäcker mit seinen Köstlichkeiten in Powunden. Wenn Frau Jonzeck ab und an für ihre fünf Mädels von diesen Köstlichkeiten kaufte, wurde auch Rosemarie bedacht. Und sie genoss es sichtlich. Schmeckte es doch viel besser als zu Hause an dem mit Damast gedeckten Tisch. Mit dem Wechsel der Bochert-Kinder zu weiterführenden Schulen, damit verbunden zu einem anderen Umfeld, flachten die früheren Kindheitsbeziehungen ab. Das war ein ganz logischer Vorgang, der sich nicht nur bei den Herrschaftskindern vollzog. Die Jonzeck-Mädchen, die nach der Schulentlassung in Elbing Berufe erlernten, wuchsen ebenfalls in ihr neues Umfeld hinein und hatten zu Powunden, außer zum Elternhaus, nicht mehr so intensive Bindungen wie während ihrer Schulzeit.

Lehrer und Schüler der Volksschule Powunden im Jahr 1932



Untere Reihe von links beginnend

- | | | |
|-----------------------|---------------------|-------------------|
| 1 Gerda Ziemehl | 18 Waltraut Schulz | 33 Adolf Ziemehl |
| 2 Hedwig Ziemehl | 19 Käte Jonzeck | 34 Karl Hübner |
| 3 Luci Ziemehl | 20 Else Hochfeld | 35 Fritz Rahn |
| 4 Ruth Jonzeck | 21 Käte Ziemehl | 36 ? ? |
| 5 Irmgard Reimann | 22 ? ? | 37 Otto Hübner |
| 6 Meta Kochanski | | 38 Erich Hübner |
| 7 Willi Wichmann | 23 Lothar Penner | |
| 8 ? ? | X Lehrer Bartock | 39 ? ? |
| 9 Walter Wichmann | 24 Gertrud Wichmann | 40 Hans Wichmann |
| 10 Gustav Rahn | 25 Käte Hübner | 41 ? ? |
| | 26 Grete Hübner | 42 Ernst Borchert |
| 11 Meta Sonntag | 27 Maria Rahn | 43 Rudolf Rahn |
| 12 Lieschen Rahn | 28 Erna Rahn | 44 Fritz Böttcher |
| 13 Frieda Weiß | 29 Elli Wilke | 45 Gerhard Wittke |
| 14 Ida Hübner | | 46 Paul Rahn |
| 15 ? Sonntag | 30 Kurt Rahn | 47 Günter Kroh |
| 16 Liesbeth Kochanski | 31 ? ? | |
| 17 Gertrud Rahn | 32 ? ? | |

Die Schule

Die Schule befand sich im Dorf Powunden auf dem zu Neu-Powunden gehörenden Terrain. Sie war einklassig. Es wurden in ihr nur die Kinder von Powunden unterrichtet. Und deren Zahl tendierte nahe der 50. Für eine Lehrkraft, zumal sie alle acht Jahrgänge zu unterrichten hatte, eine heute undenkbare und nicht zu bewältigende Aufgabe. Die Jungen und Mädchen, die schon sehr früh eher an den Weihnachtsmann als an den Klapperstorch glaubten und auch sonst alles andere als kleine Englein waren, hatten von zu Hause eine autoritäre Erziehung erfahren. Nur dadurch konnte der Lehrer mit solch einer Schar zurechtkommen. Und das muss ja ganz gut gelaufen sein, denn sonst hätte Lehrer Gustav Bartock nicht von 1898 bis 1935 den Schuldienst in Powunden ausgeübt. Der Respekt, den ihm die Schüler entgegenbrachten, schloss jedoch das Vertrauen zu ihm nicht aus. Dieses dokumentiert auf dem Foto der Schüler Lothar Penner, der vertrauensvoll seine Hand auf die Schulter des Lehrers gelegt hat. – In den 37 Jahren seines Lehrerseins in Powunden hat Gustav Bartock nicht nur seine Schüler zu rechtschaffenen Menschen heranwachsen sehen, sondern verschiedentlich auch deren Kinder unterrichtet. – Die Bochert-Kinder hatte er während deren Grundschulzeit ebenfalls unter seinen Fittichen.

Solch eine einklassige Volksschule konnte natürlich nicht so viel Wissen vermitteln wie eine mehrklassige städtische Schule oder gar eine weiterführende Lehranstalt. Doch die Prägekraft von Elternhaus und Schule ließ die Kinder zu rechtschaffenen Menschen heranwachsen, auch wenn bei manch einem der Jungen und Mädchen das Hirn etwas schwerfällig arbeitete.

Wie früher alle Dorfschullehrer, war auch Gustav Bartock begeisterter Imker. Als Ruheständler lebte er in Elbing. Die zahlreichen Bienenvölker hatte er nach Reichenbach umquartiert. Hier betrieb sein Sohn Ernst ein gut florierendes Kolonialwarengeschäft.

Nachfolger von Gustav Bartock wurde Lehrer Normann. Er wurde bereits 1939 mit Kriegsbeginn eingezogen. Seine Frau ging mit dem großen Adlig-Powunder Treck auf die Flucht. Sie trennte sich vom Treck am zweiten Tag, als dieser Richtung Danzig dirigiert wurde, und setzte die Flucht alleine fort.

Nach Einberufung von Lehrer Normann folgten mehr oder weniger lehrerlose Jahre für die Powunder Schule. Aushilfsweise unterrichtete zeitweise der Hohendorfer Lehrer. Dann wieder mussten die Kinder zur Schule nach Alt-Dollstädt gehen. Alles in allem für die Schulkinder sehr unerquicklich. Zu schulischen Leistungen wurden sie dadurch wirklich nicht motiviert. Am 1. Mai 1944 bekam die Schule mit der Berlinerin Fräulein Kling wieder eine feste Lehrkraft. Bei der Flucht schloss sich Fräulein Kling bis Bütow dem kleinen Adlig-Powunder Treck an.

Der Judenfriedhof

In vielen Orten gab es einst Pestfriedhöfe. Sie erinnerten an die Schwarze Pest, die wiederholt im Lande grassiert und sehr viele Opfer gefordert hatte. Das letzte Mal trat sie in den Jahren 1709 bis 1711 besonders verheerend auf und ist als die Große Pest in die Geschichte eingegangen. Um die Pesttoten möglichst rasch unter die Erde zu bekommen und um nicht durch deren Transport zu weiter entfernt gelegenen Friedhöfen der Pestausbreitung Vorschub zu leisten, waren vielerorts spezielle Pestfriedhöfe angelegt worden. Die Bestattung erfolgte hier ohne kirchliche Beerdigungsfeier. Man wusste noch um diese Friedhöfe, auch wo sie sich befanden, doch damit war es auch schon geschehen. Powunden hatte keinen Pestfriedhof, jedoch, was auf dem Lande sehr selten vorkam, zwei jüdische Friedhöfe. Die eine dieser Begräbnisstätten befand sich in der Gemarkung Neu-Powunden, und zwar am südlichen Rande des Parks. Sie ist jedoch nicht mehr genau zu bestimmen. Der andere jüdische Friedhof ist in Adlig-Powunden gelegen. Seine Größe wird mit 57 Ruten (etwa 250 Quadratmeter) angegeben. Grabstätten waren dort auch nicht mehr zu erkennen. Aus Gründen der Pietät wurde dieser Friedhof nicht in die landwirtschaftliche Nutzung einbezogen. – Die Friedhöfe besagen, dass in Powunden mehrere jüdische Familien über einen längeren Zeitraum gelebt haben müssen. Ansonsten berichtet lediglich die Saalfelder Chronik über einen Juden namens Joseph aus Powunden. Er wurde auf dem dortigen Wochenmarkt von dem Saalfelder Bürgermeister Pölk (1707 – 1712) derart verprügelt, dass er danach vier Wochen krank war.

Zur Geschichte der Juden in Preußen: Der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen hatte 1307 eine Verordnung erlassen, wonach kein Jude im Lande geduldet werden sollte. Als nach dem 2. Thorner Frieden (1466) der Orden in die Abhängigkeit der Krone Polens geriet, fassten die Juden in Preußen jedoch Fuß. Nach dem Landesprivileg vom 14. Juli 1567 sollten die Juden im Fürstentum nicht mehr geduldet werden und innerhalb von vier Wochen das Land verlassen. Der Aufenthalt gestattet war jedoch den so genannten Schutzjuden. Gegen ein Entgelt gewährte diesen der Landesherr einen befristeten Aufenthalt und persönlichen Schutz. Grundbesitz durften sie jedoch nicht erwerben. Da ihnen die meisten Städte den Aufenthalt verwehrten, ließen sie sich auf dem Lande nieder.

In Polen waren den Juden keineswegs mehr Rechte eingeräumt, doch sie wurden dort als nützlich toleriert. – Genau genommen war der Jude ein Rechtloser, den man ungestraft um die Früchte seiner Arbeit bringen konnte. – Der Große Kurfürst (1640 – 1688) wiederum verwies alle Juden des Landes. Dennoch sah sich König Friedrich I. (1701 – 1713) veranlasst, eine Verordnung gegen Betteljuden zu erlassen: „Wir wollen keineswegs, dass unser Land mit überflüssigem Judenvolk angefüllt werde.“ Die Handelsordnung der Berliner Kaufleute enthielt bis 1802 den Passus, dass Juden, strafbare Totschläger, Gotteslästerer, Mörder, Diebe

...“ ferngehalten werden sollten. Erst das Edikt vom 11. März 1812 brachte eine Besserung für die Juden. Sie konnten nun die preußische Staatsbürgerschaft erwerben und hatten damit uneingeschränkt sämtliche Staatsbürgerrechte. Bedingung war, dass sie sich Familiennamen zulegte. Solches war bei ihnen bisher nicht üblich gewesen. - Allgemein wurden in Preußen die Familiennamen im 15. Jahrhundert eingeführt. - Mit dem Erwerb der Staatsbürgerschaft konnte den Juden der Zuzug in die Städte nicht mehr verwehrt werden. Die allermeisten von ihnen machten davon Gebrauch. Gleiches wird wohl auch auf die Powunder Juden zutreffen haben.

Evakuierte und Flüchtlinge

Die Bombardierung der Städte und das direkte Kriegsgeschehen lagen bis August 1944 von Ostpreußen unendlich fern. Ostpreußen wurde daher zur Zufluchtsstätte von Evakuierten, vor allem aus dem Berliner Raum. Die Berliner Bevölkerung hatte, wie viele andere Städte des Reiches, mit der Dauer des Krieges immer stärker unter dem Flächenbombardement der englischen Luftwaffe zu leiden. In Adlig-Powunden trafen am 27. April 1944 erstmals Evakuierte ein. Deren Zahl erhöhte sich erheblich, nachdem in den Nächten vom 26. zum 27. und vom 29. zum 30. August britische Bomber die Innenstadt von Königsberg stark zerstörten. Während dabei 4 200 Personen den Tod fanden, wurden 200 000 obdachlos. – Nach dem Einfall der Roten Armee im Oktober im Raum Goldap und Gumbinnen trafen aus der Gegend Flüchtlinge ein. Sie kamen mit dem Zug bis Alt-Dollstädt und mit Wagentrecks. Der erste Treck erreichte Adlig-Powunden am 28. Oktober. Diesem folgten noch zwei weitere im November. Der Treck am 4. November mit 14 Pferden und 30 Personen war der größte.

Im „Neuen Haus“ und im Gutshaus fanden Evakuierte und Flüchtlinge nicht nur Unterkunft, sondern sie wurden auch gepflegt. Mittagessen gab es, räumlich bedingt, in der Vorhalle des Hauses, und das in zwei Partien. – In der Küche musste zusätzlich Kochgelegenheit geschaffen werden, denn einschließlich der Fremdarbeiter waren täglich etwa 130 Personen zu beköstigen. Man war allgemein bemüht, den Flüchtlingen und Vertriebenen ihr Los zu erleichtern und Verständnis für ihre Probleme aufzubringen. Aus Vertrauen zu den Gastgebern schlossen sich die Flüchtlingsfrauen Born und Makkarowski dem Adlig-Powunder Treck an. Für diese Frauen mit ihren kleinen Kindern hatte man hinter die zwei vom Trecker gezogenen Gummiwagen das Coupé gehängt, in dem die Insassen wenigstens windgeschützt waren.

Die Katastrophe brach herein

Die Zeit, als das Radio Sondermeldungen über deutsche Siege sendete, jeweils angekündigt mit den Fanfarentönen aus „Les Preludes“, war längst Vergangenheit geworden. Jetzt wurden die Wehrmachtsberichte verschleiert. Sie beschönigten die wirkliche Situation. Für diejenigen, die die Möglichkeit hatten, die Realität zu überblicken, zeichnete sich bereits im Juni 1944 die auf Ostpreußen zukommende Tragödie ab. Durch den massiven Angriff der bezüglich Menschen und Kriegsmaterial weit überlegenen Roten Armee verlor zu dem Zeitpunkt die Heeresgruppe Mitte 28 ihrer 38 Divisionen. Im August drang darauf die Rote Armee in den Kreis Memel ein. Sie konnte jedoch wieder zurückgeschlagen werden. Am 16. Oktober brach dann die 3. Weißrussische Armee südlich von Gumbinnen über die ostpreußische Grenze und erreichte den Raum Goldap. Sie konnte zurückgedrängt werden, behielt aber auf ostpreußischem Boden einen Brückenkopf in einer Breite von 150 Kilometern und einer Tiefe von 40 Kilometern.

Die Rotarmisten hatten mit den Greueln, die sie unter der deutschen Zivilbevölkerung in Nemmersdorf anrichteten, demonstriert, was die deutsche Bevölkerung von ihnen zu erwarten hatte. Und sie haben dieses wenige Monate später in Zigtausenden nicht wiederzugebenden, sich jeder Beschreibung entziehenden Greueln – geschändet, gemordet sind armselige Worte – bewahrheitet. Sie praktizierten die größte Massenvergewaltigung aller Zeiten. In einem Divisionsbefehl vom Oktober 1944 waren ihnen folgende Rechte eingeräumt worden:

- „ . . .
1. Jeden beliebigen Deutschen zu vernichten
 2. Plünderung des Eigentums
 3. Vergewaltigung der Frauen
 4. Brandschatzung . . .“

Eine trügerische Ruhe, eine unbegreifliche Ahnungslosigkeit lag über Ostpreußen, tiefster Winter, tiefster Friede. Da aber, am 13. Januar 1945, begann vom Weichselknie, von Südwesten aus der Angriff der Roten Armee. Sie trieb mit ungeheurer Übermacht einen Keil vor, der Ostpreußen vom Reich abschneiden sollte. Die deutsche Front konnte diesem Angriff nicht standhalten, war doch in den vergangenen Monaten hier viel militärische Schlagkraft abgezogen und an die Westfront verlegt worden. Das Schiff sank unaufhaltsam, doch behördlicherseits wurde weiterhin Optimismus unter der mit Halbwahrheiten abgespeisten Bevölkerung verbreitet. Flucht, Defätismus – niemals, unsere Truppen würden die Rote Armee bestimmt aus dem Land drängen. Und die Bevölkerung wollte an so etwas glauben können, klammerte sich an jeden Strohalm – bestürzende Blindheit. Die Heimat, Hab und Gut verlassen? Und das im bitterkalten Winter – nur nicht daran denken. Gelassenheit zur Schau tragend, so lief der tägliche Alltag weiter, bis – ja bis es für viele zu spät war, die Rote Armee sie buchstäblich überrollte, zu Hause oder auf den Straßen der Flucht.

Wie seit Jahr und Tag erschien auch am Samstag, dem 20. Januar, die „Elbinger Zeitung“, die sich seit 1933 im neuen Gewand präsentierte. Jetzt sparsam an Seiten, dünn und grau das Papier, jedoch noch verhaltenen Optimismus zum Ausdruck bringend, wie zum Beispiel der Artikel „In Ruhe vertrauen“. Auch die „Georgine“, die in Ostpreußen sehr geschätzte landwirtschaftliche Fachzeitschrift, erschien pünktlich an diesem Samstag. Ihre fachlichen Artikel brachten die letzten Jahre nichts Bahnbrechendes mehr. Mit der Bekanntgabe der tierzüchterischen Veranstaltungen für die kommende Woche ignorierte sie vollkommen das Kriegsgeschehen. So ist auch aus der für den 24. Januar in Preußisch Holland vorgesehenen Bullenabsatzveranstaltung nichts mehr geworden. Bereits am 23. Januar wurde die Stadt von der Roten Armee besetzt, und die begann dort umgehend mit der Plünderung und Brandschatzung. Die zur Versteigerung vorgesehenen Jungbullen irrten zu dem vorgesehenen Auktionszeitpunkt durch die winterliche Landschaft oder standen, von Hunger und Durst geplagt, brüllend in den Ställen.

Den nachstehend geschilderten Ablauf der letzten Tage daheim in Adlig-Powunden und den Fluchtverlauf des Adlig-Powunder Trecks habe ich den Aufzeichnungen der damals 19-jährigen Rosemarie Bochert entnommen. Sie war am 30. Oktober 1944 vom Reichsarbeitsdienst freigestellt worden, zu dem man sie am 15. März des gleichen Jahres einberufen hatte.

Eine scheinbare Ruhe lag über allem. In den Wehrmachtsberichten wurde der Frontverlauf in Ostpreußen nicht angegeben. Wie ernst und bedrohlich die Lage in Wirklichkeit war, wurde allen erst am Freitag (19. Januar) Abend bewusst, als der Befehl zum Packen und zur Fluchtvorbereitung eintraf. Kurt Bochert, der wegen seiner erlittenen Verwundung daheim weilte, und Oberinspektor Sachße bemühten sich, alles möglichst rasch zu koordinieren. Ackerwagen mussten, um ihr Fassungsvermögen zu erhöhen, zu Leiterwagen umgerüstet werden. Sämtliche acht Gummiwagen (gummibereifte Ackerwagen) sollten verwendet werden. Je zwei davon waren für den 25- und 55-PS-Trecker vorgesehen. Sie sollten vor allem Pferdefutter (Hafer und Heu), Dieselöl sowie einiges Gerät und Handwerkszeug laden, ferner das Gepäck der französischen Kriegsgefangenen, der Weißrussen und Polen. – Aus diesen Fremdarbeitern rekrutierten sich fast ausschließlich die Treckerfahrer und Gespannführer. – Für vier bis fünf Familien stand ein Leiterwagen zur Verfügung. Insgesamt zählte der Adlig-Powunder Treck etwa 170 Deutsche und 40 Fremdarbeiter.

Der Samstag (20. Januar) verlief alles in der Außenarbeit überwiegend wie eh und je, so als hätte es den Packbefehl vom Vortage nicht gegeben. Um 14 Uhr wurde Kurt Bochert zwecks Besprechung zum Bürgermeister (Bauer Fritz Lange, Neudollstädt) gerufen. Für Sonntag war der Abmarsch der seit Herbst vergangenen Jahres in Powunden weilenden Flüchtlinge aus der Gegend Gumbinnen und Goldap angeordnet. Adlig-Powunden sollte dafür ein Gespann und ein Fahrzeug

zur Verfügung stellen. Als das Fahrzeug bereits beladen und alles zur Abfahrt bereit war, wurde die Anordnung plötzlich rückgängig gemacht: verständliche Verärgerung und Verzweiflung der Flüchtlinge. Kurt Bochert gelang es, den für den Volkssturm vorgesehenen Paul Schwede freigestellt zu bekommen und von diesem die Flüchtlinge und aus Königsberg Evakuierte, etwa 50 an der Zahl, mit dem Trecker und zwei Gummiwagen abzutransportieren. Vorgesehener Zielort war Elbing. Ab 16 Uhr überstürzten sich die Befehle und Anordnungen. Die Räumung war für 18 Uhr geplant. Dann die Anordnung, ein Gespann Pferde und ein Fahrzeug mussten für den Volkssturm zurückbleiben. Wieder musste umdisponiert werden. Der Abmarschbefehl wurde von der Kreisleitung um 23 Uhr endgültig erteilt.

Adlig-Powunden flüchtete

Am 21. Januar 1945 um 23.45 Uhr setzte sich der Adlig-Powunder Treck, genauer gesagt das Gros des Adlig-Powunder Trecks, in Bewegung. Zu diesem gehörten neun drei- oder vierspännig gefahrene Fahrzeuge und der mit zwei Pferden bespannte Landauer. Kutscher der Fluchtfahrzeuge waren die französischen Kriegsgefangenen Liway, Descalaut und Filou, ferner die Polen Metek und Bolek, außerdem ein Weißrusse. – Mit diesem Treckteil zogen Bewohner von Adlig-Powunden, von Liedtkenhof und die Frau des zum Wehrdienst eingezogenen Lehrers Normann in die große Ungewissheit.

Zurück blieben zwei pferdebespannte Gummiwagen, an denen Reifenschäden aufgetreten waren, ferner der 55-PS-Trecker, zu dem drei französische Kriegsgefangene gehörten, die bei klirrender Kälte und Petroleumlicht den Reifenschaden behoben. – Schon vorher Fluchtvorbereitungen zu treffen, war für diesen Betrieb nicht empfehlenswert gewesen. War doch der Gauleiter Erich Koch als Besitzer des Gutes Hohendorf, das zur „Erich-Koch-Stiftung“ gehörte, direkter Nachbar – er, der das Evakuierungsverbot über Ostpreußen verhängt hatte und über dessen strikte Einhaltung wachen ließ.

Es war der 22. Januar gegen 2.30 Uhr, als auch diese drei Fahrzeuge Adlig-Powunden verließen. Den Trecker fuhr der Franzose Claudius Bernigaud, ein Gespann sein Landsmann Gaston Despla und das zweite Gespann der auf Adlig-Powunden tätige Eleve Faak. Weiterhin gehörten zu diesem Treck fünf Personen der Familie Bochert (Sohn Dieter war zu der Zeit im Reich als Flakhelfer), die Franzosen Raymond Girod und Germain Olive, der betagte Karl Waschkowski, Adolf Spitzlei, der krankheitsbedingt vom Volkssturm freigestellt war, die polnischen Küchenmädchen Leokardia und Lydia, das Hausmädchen Frieda Hargus, die Köchin Agnes Brettschneider, das Kindermädchen Elfriede Gutzeit, die Powunder Lehrerin Fräulein Kling, die Flüchtlingsfrau Makkarowski mit Baby und die aus Königsberg evakuierte Frau Born mit Baby.

Mit dem vorausgefahrenen Gros des Adlig-Powunder-Trecks war vereinbart worden, sich auf dem Weg in Richtung Nogat entweder in Altfelde oder Marienburg zu treffen. Um dieses möglichst rasch zu erreichen, wurden mit den drei nachfolgenden Fahrzeugen abkürzende Straßen gefahren. Am frühen Vormittag erfolgte eine kurze Rast in Törichthof. Von dem anderen Treckteil konnte weder an dem Tage noch am nächsten etwas in Erfahrung gebracht werden. Am 24. Januar traf man zufällig Frau Normann (Lehrersfrau). Sie berichtete, dass der Treck umgeleitet worden war, sie sich von diesem getrennt hatte und von einem Wehrmachtskommando mitgenommen wurde. Es war nun gewiss, dass der Treck noch weiter zurücklag. Für ihn wurden bei der Fortsetzung der Flucht verschiedentlich Nachrichten hinterlassen. Doch keine Reaktion darauf. Teile dieses Trecks trafen erst im Laufe des Monats März in Klein Köthel/Mecklenburg ein, dem vorübergehenden Ziel des Adlig-Powunder Trecks.

Rosemarie Bochert schilderte ihr persönliches Empfinden beim Verlassen von Adlig-Powunden mit folgenden Worten: „ . . . Die Schränke, Truhen und Kammern wurden voll zurückgelassen ... als die Pferde anzogen und die Wagen sich in der sternklaren Nacht in Bewegung setzten, da erst begann ich die Tatsache zu erfassen, bisher war alles so unwirklich, traumhaft geschehen . . . alles lag im tiefsten Frieden da . . . dort lag, vom Sternenlicht schwach erleuchtet, das Elternhaus ... nur nicht mehr zurückschauen . . . “

Stationen der Flucht

1.	Powunden	22. Januar 1945 – 2.30 Uhr Beginn der Flucht
2.	Tragheim	22./23. Januar 1945
3.	Schedlin	23./24. Januar 1945
4.	Schöneck	24./25. Januar 1945
5.	Poldersee	25./26. Januar 1945
6.	Bütow	26./27. Januar 1945
7.	Zuchow	27./28. Januar 1945
8.	Schlawe	28./29. Januar 1945
9.	Zanow	29./30. Januar 1945
10.	Kordeshagen	30./31. Januar 1945
11.	Kolberg	31. Januar /1. Februar 1945
12.	Treptow	1./2. Februar 1945
13.	Mokratz	2., 3. und 4. Februar 1945
14.	Neuendorf	4./5. Februar 1945
15.	Zirchow	5./6. Februar 1945
16.	Anklam	6., 7. und 8. Februar 1945
17.	Friedland	8./9. Februar 1945
18.	Neubrandenburg	9./10. Februar 1945

19. Stavenhagen 10./11. Februar 1945
20. Klein Köthel 11. Februar bis 29. April 1945
bei Teterow/Mecklenburg

Erbarmungslos sprang die Kälte Mensch und Tier an. Tief vermummte Gestalten, Schutz vor dem scharfen Ostwind suchend. Pferde mühten sich auf glatter Straße mit schwerer Last. Und es war doch nur ein Bruchteil der Habe, die der Besitzer retten wollte. Leid und dumpfes Schmerzgefühl waren ins Gesicht geschrieben. Treckfahrzeug reihte sich an Treckfahrzeug. Endlos die Kolonne. Eine Provinz war auf der Straße, einer Straße, die vereist war, auf der die Wehrmacht Vorfahrt hatte, weinende Kinder, gefrorene Tränen. Vorerst waren es nur tote Pferde, die den Fluchtweg markierten. Früh ging der Tag zur Neige, brach die Dunkelheit herein. Überfüllte Quartiere entlang der Fluchtstraße. Stehend im Vorraum eines Gutshauses übernachtet. Ablösen der Wachen bei den Treckfahrzeugen, ein sich jede Nacht wiederholendes Ritual. Die Wachen waren ein notwendiges Übel, denn es trieb sich viel Gesindel herum. Heiße Kartoffelsuppe – köstlich – und die Wärme rieselte durch den Körper. In Poldersee – eine äußerlich vornehme Gutsbesitzerfamilie, jedoch zynisch und unverschämt. Kalte Unterkunft. Pferde in zugiger Scheune. Am 26. Januar verließen Frau Born mit ihrem Baby und Fräulein Kling den Treck. Sie wollten mit dem Zug nach Berlin. In Bütow – leidliches Quartier. Warme Suppe von der Nationalsozialistischen Volksfürsorge (NSV). In Schlawe – freundliche Aufnahme, warmes Bett (das einzige Mal während der Flucht), Frühstück. Dann wieder Massenlager, qualvolle Enge, verbrauchte Luft und eiskalt. In Friedland – frühlingshaftes Wetter, freundliche Aufnahme beim Tierarzt. Neubrandenburg – Massenquartier in einer Werkhalle. Kohlsuppe von der NSV. In Stavenhagen – angebrannte Milchsuppe, Pellkartoffeln und Wruken, und das auf Lebensmittelmarken. Bei Rittmeister Runge in Klein Köthel – freundliche Aufnahme. Sein Vorschlag, dort zu bleiben, wurde gern angenommen. Wozu auch weiterfahren. Wenn alles vorbei ist, wollten wir rasch zurück nach Hause, rechtzeitig zur Frühjahrsbestellung. – Doch die ostpreußische Heimat war bereits in unerreichbare Ferne gerückt. In der Konferenz von Jalta (4. bis 11. Februar 1945) hatten Churchill, Roosevelt und Stalin beschlossen, Polens Grenze auf Kosten Deutschlands nach Westen zu verschieben.

Eine erbauliche Winterreise konnte man es wahrhaftig nicht nennen, dieses traumatische Erleben. Und dennoch war es Gold im Verhältnis zu den Schicksalen der allermeisten ostpreußischen Trecks. Denen, die auf der Frischen Nehrung im Freien kampieren mussten, die unter feindlichen Beschuss gerieten, zur Zielscheibe sowjetischer Flieger wurden, auf dem Frischen Haff in eisiger Flut versunken sind oder die den Rotarmisten in die Hände fielen. 229 000 Tote waren die Bilanz auf der Flucht. Dabei wurden Tode gestorben, die in der ärgsten Phantasie nicht vorstellbar sind, Qualen erlitten, die die Nachwelt nicht ermessen kann.

Ziemlich am Anfang der Flucht geriet das von dem Franzosen Liway gefahrene

Fahrzeug, welches den Bewohnern von Liedtkenhof zur Verfügung gestellt worden war, in den Straßengraben. Es hat danach den Anschluss an die anderen Adlig-Powunder Treckwagen nicht mehr gefunden. Der vorausgefahrte Adlig-Powunder Treck wurde, aus welchen Gründen auch immer, in Richtung Danzig umgeleitet. Er war dadurch praktisch ohne Führung, ohne jemanden, der sich für diese Menschen und Tiere verantwortlich fühlte und unter anderem für Quartierung und Nahrung sorgte. Somit wurde dieser Treck verstärkt zum Spielball des Zufalls. In Oliva (bei Danzig) verweilte er einige Zeit. Erstaunlich ist, dass trotzdem sieben der neun Fahrzeuge geschlossen bis Greifenberg (nördlich von Stettin) gekommen waren. Auch Paul Schwede mit dem 25-PS-Trecker und den zwei Gummiwagen war zu dem Treck gestoßen. Ob er auch umgeleitet wurde und die Goldaper Flüchtlinge, mit denen er ja Adlig-Powunden verlassen hatte, zu einem anderen Bestimmungsort beförderte, ist nicht bekannt. Im Raum Greifenberg fiel der Trecker durch Artilleriebeschuss aus. – Sechs der Treckwagen kamen über die Oder, zwei schafften es auch noch über die Elbe.

Von einem längeren Verweilen in Klein Köthel, wo man sich ganz gut arrangiert hatte - die Tochter Rosemarie war sogar schon auf einer landwirtschaftlichen Lehrstelle – nahm man, um nicht hier mit dem Iwan Bekanntschaft zu machen, am 29. April nach fast zweieinhalb Monaten Aufenthalt Abschied. Zwischenzeitlich war Paul Schwede, der die Flucht nach dem Treckerverlust zu Fuß fortgesetzt hatte, in Klein Köthel zu dem kleinen Treck gestoßen. Auch Frau Mix und Frau Sachße trafen dort ein. – Vor allem in den Städten waren so genannte Treckleitstellen eingerichtet worden. Der durchziehende Treck wurde dort registriert. Vermittelnde Funktionen übten auch die Rot-Kreuz-Stellen aus. Dadurch wurde ein gegenseitiges Auffinden erheblich erleichtert. Die französischen Kriegsgefangenen standen inzwischen nicht mehr zur Verfügung. So übernahm jetzt Paul Schwede den 55-PS-Trecker. Auf den nicht mehr mit Fluchtfahrzeugen verstopften Straßen war dieses Gefährt am 3. Mai in Hutzfeld (Holstein, Kr. Eutin) angekommen. Quartier wurde bei Bauer Wehde am 3. Mai 1945 bezogen, und zwar auf einem durch Planen abgeteilten Teil des Getreidespeichers. Die beiden pferdebespannten Fahrzeuge gelangten über Goldberg (Mecklenburg) bis nach Salem (südlich von Ratzeburg). Als bekannt wurde, dass ab 1. Juli 1945 die sowjetische Besatzungszone bis zur Elbe ausgedehnt und durch eine Grenze abgeschottet werden sollte, holten Kurt Bochert und Paul Schwede diese beiden Fahrzeuge ebenfalls nach Hutzfeld. Für dieses Vorhaben war die Erlaubnis der Besatzungsmacht erforderlich.

Am 17. April war die Rote Armee bis zur Oder vorgedrungen und traf am 25. April in Torgau an der Elbe mit den amerikanischen Streitkräften zusammen.

Holstein, mit Flüchtlingen überfüllt, schien für die Zukunft keine Perspektive zu bieten. Ein wunderschöner Sommer, der Sommer 1945, und der Treck zog im August weiter. Zielansprache: Kalenberger Land. Des Herumzigeunerns leid, blieb



Anfang Februar 1945: Der Adlig-Powunder Treck fährt an einem haltenden fremden Treck vorbei. Das erste Fahrzeug wurde hier von Paul Waschkowski gefahren. Neben dem Fahrzeug geht Frau Erika Bochert. Das zweite noch zu erkennende Fahrzeug ist der 55-PS-Lanz-Bulldog mit den Anhängern.



1952: Nebenerwerbssiedlung der Familie Kurt Bochert in Hoheneggelsen

man in Hoheneggelsen. Von den Einheimischen durchaus nicht mit offenen Armen empfangen, begann man sich dort zu arrangieren.

Das Leben war gerettet, die Heimat verloren. – Mit 41 Pferden, zwei Traktoren und dem entsprechenden Wagenpark war der Adlig-Powunder Betrieb auf die Flucht gegangen. Acht Pferde, ein 50-PS-Trecker und vier Gummiwagen waren außer einigem Hausrat in den Westen gerettet worden. Vor allem aber war das Leben gerettet. Und das hieß damals schon viel. Wurden doch allein im Februar dieses letzten Kriegsjahres 110 000 Tonnen Bomben über Deutschland abgeworfen, wobei allein schon in Dresden (13. und 14. Februar) laut Angaben des Internationalen Roten Kreuzes 250 000 Menschen, zum großen Teil Flüchtlinge, den Tod fanden. Und wie sah es mit den Menschen aus, die in Ostpreußen zurückgeblieben bzw. wieder dorthin zurückgekehrt waren? Am 13. September 1945 berichtete die „News Chronicle“ (brit.): „. . . Züge kamen in Berlin aus dem Osten an, voll gestopft mit einer erbarmungswürdigen Fracht . . . Ein Deutschland, das seiner großen Lebensmittelkammer im Osten beraubt ist . . .“ Die Lebensumstände waren in der britischen Besatzungszone, zu der Norddeutschland gehörte, auch nicht umwerfend. Es war ein rationiertes Verhungern. Die Lebensmittelzuteilung, auf 1800 Kalorien bemessen, lag erheblich unter dem Existenzminimum von 2000 Kalorien. Jedoch stand sehr oft nicht einmal diese Kalorienmenge zur Verfügung, die übrigens an Fett lediglich acht Gramm vorsah. Hausbrandkohle gab es keine. Doch man sang damals den Schlager der Saison: „Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei . . .“.

„Für’s Gewesene gibt der Jud nuscht“, war eine in Ostpreußen gebräuchliche Redewendung. Diesem Rechnung tragend, haben die Vertriebenen in ihrer Zufallsheimat nicht jammernd, um Mitleid heischend resigniert, sondern mit verzweifeltem Fleiß und einer ungeheuren Leistungsbereitschaft versucht, ihre Situation, die unwillkürlich ein gewisses Minderwertigkeitsgefühl hervorrief, zu meistern. Doch in ihrem Innern blieben sie der verlorenen Heimat verhaftet, denn die Bindung an diese saß tief. Viele der Vertriebenen kamen sich wie „vom Kirchturm geworfen“ vor. So krass war das Verhältnis zwischen dem Gehabten und dem Gegenwärtigen.

Nicht anders erging es der Familie Bochert, die am 18. August 1945 in Hoheneggelsen eintraf und beschloss, dort zu bleiben. Die Scheune des Bürgermeisters Albert Blumenberg war das Domizil der ersten Tage. Jedoch eine Wohnung zugewiesen zu bekommen, glich einem schwierigen Unterfangen. In dem klein gewordenen und zerbombten Deutschland war Wohnraum äußerst knapp. Statistisch kamen auf den Vorkriegswohnraum von vier Personen jetzt neun Personen. Doch davon abgesehen, umwerfend freundlich kam man damals allgemein den Flüchtlingen nicht entgegen. Für die dortige Gegend traf wohl auch noch die alte gebräuchliche Redewendung zu: „Je näher dem Deister, je schlimmer die Beister.“ Nach etlichem Hin-und-her-Bugsieren bekam die Familie am 16. September eine

Wohnung in der Bahnhofstraße 23A. Es waren drei kleine Räume in einem uralten Bauernhaus. Dieses blieb ihre Bleibe für die nächsten sechs Jahre.

Die Pferde waren gleichsam in Lohn und Brot bei Bauern. Dort arbeiteten sie für ihr Futter – und für eine Reichsmark je Tier und Tag Leihgebühr. Nach der Währungsreform, als das Geld wieder einen Wert hatte, funktionierte diese Art von Pferdeverleih nicht mehr. Die Pferde mussten nach und nach verkauft werden. Mit dem Trecker wurden Gelegenheitsarbeiten ausgeführt, Milch gefahren und Zuckerrüben zur Zuckerrübenfabrik transportiert. Zeitweise fand dadurch Gustav Rahn junior eine Verdienstmöglichkeit, denn Kurt Bochert konnte, bedingt durch seine Verwundung, keine körperlich schwere Arbeit verrichten. So musste man sich denn allmählich auch von dem Trecker und den Fahrzeugen trennen. – Man schlug sich halt schlecht und recht durch. Und die Kinder sollten auch eine gute Ausbildung erhalten.

Als das Lastenausgleichsverfahren anließ und damit verbunden vertriebene Bauern und Landwirte zu einer Nebenerwerbssiedlung gelangen konnten, wurde 1952 die Familie Bochert in Hoheneggelsen Nebenerwerbslandwirt. Diese Siedlungen waren in Gebäude- und Grundstücksgröße – etwa 2 500 Quadratmeter – weitgehend genormt. Das Gebäude enthielt eine ca. 80 Quadratmeter große Parterrewohnung, eine Einliegerwohnung und einen kleinen Stall. Die Erstellungskosten des Gebäudes lagen damals bei etwa 30 000 DM. Sehr oft wurden viele Eigenleistungen erbracht, die sich erheblich kostensenkend auswirkten. Es waren keine Luxusbauten, jedoch hatte man wieder ein eigenes Zuhause, konnte sogar etwas Kleinvieh halten und Gemüse anbauen.

Durch das Lastenausgleichsverfahren erhielten Flüchtlinge, Vertriebene und Bombengeschädigte entsprechend dem Einheitswert des verlorenen oder durch Kriegseinwirkung zerstörten Besitzes eine Entschädigung, welcher der Einheitswert des jeweiligen Objektes zugrunde gelegt wurde. Es handelte sich dabei um eine Nutzungsausfallentschädigung.

Angaben zum Betrieb Neu-Powunden

Die nachstehenden betrieblichen Angaben beziehen sich auf das Wirtschaftsjahr 1941/42.

Der Gutsbetrieb war derzeit 251,58 Hektar groß. Er hatte sich gegenüber 1912 um etwa 30 Hektar verkleinert. Der Einheitswert von 1 025 Reichsmark je Hektar lag etwas unter dem von Adlig-Powunden. Niederungsländereien wurden durch das Vorwerk Lauhof eingebracht. Landwirtschaftlich nutzte man eine Fläche von 237,5 Hektar, von welchen 165 Hektar beackert wurden und 71 Hektar Wiesen und Weiden waren. Die Restfläche diente der gartenbaulichen Nutzung.

Bei Getreide als Verkaufsfrucht dominierte mit 34 Hektar Anbaufläche der Weizen. Bemerkenswert ist der hohe Anteil von Ackerbohnen mit 16 Hektar. Auch Zuckerrüben wurden angebaut, und zwar ebenfalls 16 Hektar.

Die Rinderherde war im Herdbuch eingetragen. Die Herdengröße lag bei 280 Tieren. Davon waren 70 Milchkühe. Von diesen wurden je Kuh im Wirtschaftsjahr 2 766 Kilogramm Milch an die Milchwerke Marienburg geliefert, was kein spitzenmäßiger Milchertrag war. – Die Pferde, 50 an der Zahl, waren außer zwei Kutschpferden dem Kaltblut zuzuordnen. Sämtliche Zuchtstuten gehörten dem Kaltblutzuchtverband an. – Die Nachzucht von 19 Sauen verließ teils als Läufer, teils als Mastschweine den Hof. – Beachtlich war die von Frau Zimmermann betriebene Geflügelzucht. Sie erstreckte sich auf bestimmte Hühner- und Entenrassen. Von den einstigen Zuchterfolgen kündeten etliche auf Ausstellungen erhaltene Auszeichnungen.

Neu-Powunden hatte eine betriebseigene Schmiede und Stellmacherei. Es war mit den auf einem Großbetrieb erforderlichen Maschinen und Geräten ausgerüstet. Auch verfügte es über einen 45-PS-Lanz-Bulldog-Traktor.

Die Gebäude, ausreichend, befanden sich in einem baulich guten Zustand. Das Herrenhaus war repräsentativ. In der Feuerversicherung, in welcher die gesamten Baulichkeiten von Neu-Powunden (einschließlich Lauhof) mit 475 500 Reichsmark bewertet wurden, entfielen auf das Herrenhaus 108 500 Reichsmark. Im Vergleich dazu lagen die Mehrfamilien-Insthäuser zwischen 10 000 und 30 000 Reichsmark.

Die Leitung des Betriebes Neu-Powunden

Es ist sehr wahrscheinlich, dass Herr Otto Zimmermann seit Erwerb von Neu-Powunden (1912) den Betrieb mit Hilfe eines Inspektors bewirtschaftete. Für die Zeit ab 1919 traf das auf jeden Fall zu. Der zuerst erwähnte Inspektor war ein Herr Marquard. Von 1922 bis zu der am 7. September 1944 erfolgten Einberufung zur Wehrmacht bekleidete diesen Posten ein Herr W. Rettmanski.

Otto Zimmermann verstarb 1941. Nachdem im Mai 1944 Paul Rentel, ein Bruder von Frau Zimmermann, Witwer geworden war, siedelte dieser nach Neu-Powunden über. Er war Landwirt von Beruf, doch auf das Neu-Powunder Betriebsgeschehen dürfte er in den wenigen Monaten seines dortigen Aufenthaltes kaum gravierend eingewirkt haben. Am 21. Januar 1945 ging Paul Rentel mit dem Neu-Powunder Treck auf die Flucht.

Das Salär des Neu-Powunder Inspektors

Der Inspektor in Neu-Powunden übte zugleich die Funktion eines Rentanten (Buchhalter) aus. W. Rettmanski war verheiratet. Er wurde wie folgt entlohnt:

- Freie Wohnung im Inspektorenhaus
- Gartenland zum Gemüseanbau
- Erlaubte Haltung von zehn Hühnern
- Monatsgehalt 150,- RM (+ Weihnachtsgratifikation 150,- RM)
- Büroführungskosten monatlich 15,- RM
- Sachbezüge für ein Wirtschaftsjahr:
 - 12 Doppelzentner Roggen
 - 3 Doppelzentner Weizen
 - 4,5 Doppelzentner Gerste
 - 0,5 Doppelzentner Speiseerbsen
 - 20 Doppelzentner Kartoffeln
 - 52 Kilogramm Butter
 - 1 825 Kilogramm Milch (Vollmilch)
 - 275 Kilogramm Schwein (Lebendgewicht)
 - 20 Raummeter Holz (ofenfertig)

Der Gutsbeamte hatte somit, außer freier Wohnung, ein jährliches Einkommen von 3 963,20 Reichsmark. In Anbetracht der damaligen Preise, z. B. dass ein Liter Vollmilch 18 Pfennig, drei Brötchen 10 Pfennig kosteten, war dieses ein gutes Einkommen. Der Gutsbeamte hatte jedoch nicht die Möglichkeit, wie der Deputant, durch eigene Viehhaltung sein Einkommen zu beeinflussen.

körperlich behinderte Tochter Elionore. Sie hatte das Schneiderhandwerk erlernt und arbeitete zu Hause, in beiden Powunder Gutshaushalten und außerhalb des Ortes vor allem als Weißnäherin. 1927 wurde Elionore von ihrer unverheirateten Schwester als Pflegemutter für deren im gleichen Jahr geborene Tochter Margarete auserkoren.

Das Ehepaar Pannwitz bezog im Rentenalter eine sehr geringe Altersrente, die monatlich 23 bzw. 16 Reichsmark betrug. Mit diesem ungewöhnlich niedrigen Betrag, dazu ein vom letzten Arbeitgeber gewährtes kleines Deputat, hätte das Ehepaar in einer Großfamilie, wie es früher allgemein üblich war, gut über die Runden kommen können. Bei den Panwitz gab es jedoch kein verheiratetes Kind mit eigenem Hausstand. Das Ehepaar war daher entsprechend seinen Kräften weiterhin auf dem Gut tätig. – Nach ihrer Schulentlassung arbeitete dort auch die Enkeltochter Margarete. – August Pannwitz übte bis zu seinem Tode 1943 – er hatte das 80. Lebensjahr längst überschritten – in Neu-Powunden das Amt des Nachwächters aus. Nach seinem Tode musste seine Frau mit Tochter Elionore und Enkelin Margarete die Deputantenwohnung räumen. Sie zogen nach Elbing und fanden dort Arbeit.

Nach der Einnahme von Elbing praktizierten die Sowjets dort Härte und Schnelligkeit bei der Verschleppung der deutschen Bevölkerung. Am Dienstag, dem 13. Februar 1945, widerfuhr dieses auch der 18 Jahre jungen Margarete: drei Wochen Gefängnisaufenthalt unter unmenschlichen Bedingungen, vier Wochen qualvolle Zugfahrt, an die sich vier Jahre Zwangsarbeit in Sibirien anschlossen. – Gestohlene Jugendjahre, in denen die Zeit dahintropfte. Der Reiz des jungen Körpers war rasch verschwunden, gezeichnet von Hunger, Entbehrung und Schwerstarbeit. In den Augen stand der Tod. Sie sahen das offene Grab. Heute noch stellt sich Margarete die Frage: „Wie konnte ich solches überhaupt durchhalten?“ Das Erlebte und Erlittene kann man nicht abwaschen, nicht abstreifen. Die Natur hat inzwischen vieles verdeckt, aber nicht heilen können. Davongetragene Schäden bleiben Lebensbegleiter.

Nach der Wiedererlangung der Freiheit hatte Margarete jemanden, der auf sie wartete, sie aufnahm: ihre Pflegemutter Elionore. Sie war 1945 aus Elbing ausgewiesen worden und hatte in Berlin-Spandau im Evangelischen Johannesstift Unterkunft und Arbeit für sich und später auch für Margarete gefunden. – Elionore erreichte das gesegnete Alter von 96 Jahren. Bei ihrer Pfllegetochter und deren Mann fand sie ein Zuhause und eine treusorgende Altersbetreuung. Margaretes leibliche Mutter hatte auf der Flucht durch sowjetische Luftangriffe ihr Augenlicht verloren. Sie verbrachte den Rest ihres Lebens in einem Blindenheim in Schleswig-Holstein, wo Margarete sie noch einmal besuchte.

Der Neu-Powunder Treck

Am 21. Januar 1945 gegen 23 Uhr verließ der Neu-Powunder Treck den Gutshof und zog, gleich unzähligen anderen Betroffenen, gottergeben und gefasst in die Ungewissheit. Mit dem Herzen hatte auch hier keiner an die große Katastrophe geglaubt, die jetzt hereingebrochen war. Das Gefühl der Unwirklichkeit schwebte über allem und ließ sie die bittere Realität noch nicht voll erfassen.

Frau Zimmermann und ihr Bruder Paul Rentel leiteten den Treck. Die sieben Fluchtfahrzeuge waren mit 28 Pferden bespannt. Es waren ein junger Kaltblutzuchthengst (Auktionspreis 6500 Reichsmark), elf tragende, zum Teil hoch tragende Stuten, und 16 sonstige Arbeitspferde. Dieser Treck dürfte, wie der große Adlig-Powunder Treck, über Danzig geleitet worden sein und hatte sich relativ lange im nördlichen Pommern aufgehalten. Erst am 11. März versuchte er mit der Fähre über die Swine zu gelangen. Bei dem zu der Zeit herrschenden starken Andrang wurde der Treck auseinander gerissen. Ein Wagen schaffte das Übersetzen nicht. Die anderen Treckfahrzeuge bezogen in dem sechs Kilometer westlich von Swinemünde gelegenen Heringsdorf Quartier. Als das fehlende Fahrzeug bis zum nächsten Tag nicht eingetroffen war, machte sich Frau Zimmermann auf die Suche danach. Dabei fand sie in Swinemünde bei der Bombardierung der Stadt durch die Engländer den Tod. 600 britische Bomber warfen ihre Tod bringende Last über dem unverteidigten Seebad ab. 25 000 Zivilisten, vorwiegend Flüchtlinge aus Ostpreußen, Westpreußen und Pommern, fanden dabei den Tod. Auf dem außerhalb von Swinemünde gelegenen bewaldeten Höhenzug, dem Golm, wurden die Bombenopfer beigesetzt. Vorwiegend erfolgte dieses in Massengräbern. Auch Frau Zimmermann fand auf dem Golm die letzte Ruhe.

Paul Rentel führte danach den dezimierten Neu-Powunder Treck weiter, der bei der Bombardierung von Swinemünde auch fünf Pferde eingebüßt hatte. Am 22. März 1945 zog er mit diesem durch Klein Köthel, dem Quartierort des kleinen Adlig-Powunder Trecks, der dort schon seit dem 11. Februar weilte.

Der Treck wurde weiter vom Unglück verfolgt. Ihm gelang es nicht, den Fängen der Roten Armee zu entkommen und büßte an diese zehn Pferde ein. Neun Pferde waren auf der Flucht gestohlen worden oder erlagen den Strapazen. Nur vier Pferde erreichten Kleefeld bei Hannover. Hier wurden sie jedoch von der britischen Armee beschlagnahmt. – Durch den hohen Pferdeverlust hatte sich der Treck im Laufe der Flucht aufgelöst. Dementsprechend blieb auch die mitgeführte Habe auf dem Fluchtweg zurück. Ob der Treck, außer Frau Zimmermann, weitere Menschenleben eingebüßt hatte, ist nicht bekannt.

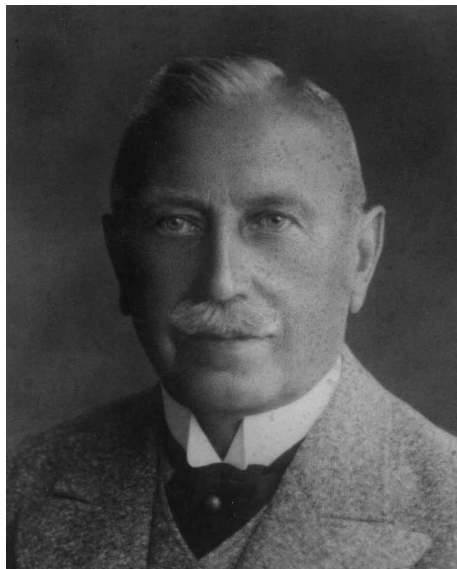


Das Gutshaus von Neu-Powunden (Parkseite)

*1940 – Das Gutsbesitzer-Ehepaar von Neu-Powunden:
Margarete und Otto Zimmermann*



Margarete Zimmermann, geb. Rentel, geboren 6. 9. 1885 in Katznase, gestorben 12. 3. 1945.



Otto Zimmermann, geboren 5. 1. 1875 in Tragheim, gestorben 10. 1. 1941.

Das Kirchspiel Königsblumenau

Chronik, Geschichte und Einzelberichte

Weitere Berichte behandeln die Orte:

Powunden

Prussisch ja, deutsch ja, polnisch vor 1945 zu keiner Zeit - das besagt der geschichtliche Steckbrief der im Kreis Preussisch Holland gelegenen Kirchgemeinde Königsblumenau.

Von Powunden und seinen Bewohnern berichtet dieser Auszug aus dem Gesamtwerk.

- Alt Dollstädt
- Gross Brodsende
- Kerschitten
- Königsblumenau
- Krapen
- Mehland
- Neu Dollstädt
- Opitten
- Petersdorf
- Rossitten
- Stein



Horst Zlomke, der Autor des Gesamtwerkes „Das Kirchspiel Königsblumenau“, wurde am 14. Februar 1923 in Opitten geboren. Als Sohn eines Bauern, geboren und aufgewachsen in einem kleinen Ort in Ostpreussen, der Kornkammer des Deutschen Reiches, war die berufliche Orientierung von Horst Zlomke naheliegend. In seiner Familienchronik „Aerbarmung“ schreibt er: „Dass ich einst Bauer sein würde, Bauer im weitesten Sinne, war für mich selbstverständlich“.

Die Ausübung des erlernten Berufes wurde durch den Krieg und die Vertreibung aus der geliebten Heimat, wie bei unzähligen anderen Leidensgenossen, jedoch jäh zunichte gemacht.

Und trotzdem – oder vielleicht gerade auf Grund seiner eigentlichen Berufung „einfacher Bauer zu sein“ – lebt das bäuerliche Ostpreussen in den Berichten von Horst Zlomke auf. Mal spannend, mal amüsant, immer jedoch aus tiefstem Herzen und gelebter Überzeugung geschrieben, entführen uns seine Berichte in die Erinnerung an ein geliebtes Land. Und, so unglaublich es auch erscheinen mag, diese Erinnerungen erleben nicht nur diejenigen unter uns, welche zur „Erlebnisgeneration“ gehören. Uns in Horst Zlomkes Berichte vertiefend, spüren auch wir jüngeren Nachkriegsgeborenen die Bande, welche uns mit der Heimat unserer Eltern und Grosseltern verbinden.